

Zwischen Digitalisierung und Demokratie

Lebendiges jüdisches Linz: Unterwegs mit Charlotte Herman



Mein Blick auf Wien gibt dir 1.000 Einblicke.

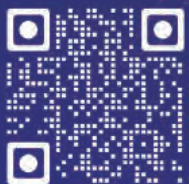
Best
App
2021*

Ich bin ivie. Mit mir kannst
du alle Geheimtipps Wiens
kennenlernen. Hunderte
spannende Orte warten
darauf, von dir entdeckt
zu werden.

Denn eines ist sicher:
ich habe viel zu erzählen.



Jetzt gratis downloaden



Deine offizielle
City Guide App

* Beste Webseite, App & E-Commerce
beim IAB webAD 2021

ivie.wien.info



VON DANIELLE SPERA
HERAUSGEBERIN



VON ANDREA SCHURIAN
CHEFREDAKTEURIN

Medienkonsum

„Zu Tode gefürchtet ist auch gestorben“:

Dieses Johann Nestroy zugeschriebene Zitat passt bestens zur vorherrschenden Atmosphäre, die eine Passantin in einem Interview für das Ö1-Morgenjournal auf den Punkt brachte: „Momentan ist es ja noch gut, aber ich fürchte mich schon sehr vor dem Herbst.“ Obwohl keiner von uns in die Zukunft blicken kann, stehen Schwarzmalen, Angst vor dem Herbst und eine generelle Furcht vor der Zukunft derzeit hoch im Kurs. Die Schlagworte: Teuerung, neue Corona-Welle, kein Gas, kalte Wohnungen, kein Warmwasser, soziale Unruhen. Diese täglich von den Medien vermittelten Botschaften fallen offenbar auf fruchtbaren Boden. Ja, wir alle spüren die Preise in den Supermärkten, gleichzeitig werden Teuerungshilfen ausgezahlt, um die wir in vielen anderen Ländern beneidet werden. Viele Menschen sehen die Dinge heute nicht mehr, wie sie sind, sondern wie sie sie sehen wollen. Sie konsumieren nur noch die Meldungen, die die eigene Meinung bestärken und sind gefangen in ihrer eigenen Filter-Bubble.

Zwei Menschen, die immer für andere da waren und jedem anderen ehrlich und unvoreingenommen begegnet sind, haben uns in den vergangenen Monaten verlassen: Ruth Dauber und Shalom Bernholtz. Ruth Dauber, Tochter des ersten Nachkriegsoberrabbiners Österreichs, Akiba Eisenberg und Schwester von Paul Chaim Eisenberg, galt zu Recht als Seele des Stadttempels. Sie hatte immer ein offenes Ohr für Menschen, die es brauchten. Shalom Bernholtz kennen die meisten als engagierten Betreiber des koscheren Restaurants Alef Alef. Ausgebildet als Rabbiner, gab er viele Jahre jüdischen Kindern Unterricht. Ihm verdankt unsere Gemeinde nicht nur ein blühendes koscheres Restaurant, sondern auch, dass unzählige Feste und Feierlichkeiten mit seinem köstlichen Buffet aufwarten konnten. Im Lauf der Jahre wurde er zu einem engen Freund, der mich immer unterstützt hat. Ich werde ihn sehr vermissen.

Laschon Hara – üble Nachrede – war beiden fremd. Dass böser Tratsch über andere im Judentum als Todsünde gilt, sollten sich jene Menschen zu Herzen nehmen, die üble Verleumdungen verbreiten und sich damit in Szene zu setzen glauben. Eine Lüge wird nicht zur Wahrheit, auch wenn man sie noch so oft verbreitet. In das bevorstehende Rosch Haschana und Jom Kippur sollten wir trotz allem mit Optimismus und Zuversicht und in Dankbarkeit für unser friedliches Leben gehen, das wir in einer bestorganisierten Gesellschaft und sicheren Demokratie verbringen dürfen. In diesem Sinn wünsche ich Ihnen Schana Towa umetuka. Ein friedliches, gesundes und süßes Jahr 5783.

Digitale Revolution

„Hallo! Hallo! Hier Radio Wien!“ Mit dieser Ansage begann am 1. Oktober 1924 das Rundfunkzeitalter in Österreich. 11.000 Menschen hatten damals ein Empfangsgerät. Der reguläre Fernsehbetrieb begann am 1. Jänner 1957, gesendet wurde an sechs Tagen pro Woche, erst ab Oktober 1959 gab es ein Siebentage-Programm, zwei Jahre später kam an drei Tagen der Woche ein zweites Fernsehprogramm dazu. Die meisten der etwa 100.000 Geräte standen in öffentlichen Räumen. Man traf sich im Gasthaus zum Fernsehen, gleichzeitig hatte jeder Haushalt eine Zeitung abonniert.

Heute? Prophezeien Medienpessimisten zwar das Ende herkömmlicher Medien, aber bekanntlich leben Totgesagte länger. Das mediale Angebot ist unüberschaubar, Podcasts, Onlinezeitungen, Youtube, Medien- und Diskussionsplattformen sonder Zahl, Facebook, Twitter, Instagram, Tiktok: Fluch und Segen gleichermaßen. Jedes Printmedium, auch NU, muss im Netz abrufbar sein. Erst Mitte der 1980er Jahre kursierten erstmals Emails innerhalb der Universität Wien, 1990 folgte der Anschluss ans internationale Netz. Um die Jahrtausendwende leitete ich in der Wiener Akademie der Wissenschaften eine Diskussion über „das Internet als die 4. Kulturtechnik“ und über dessen Auswirkungen auf Gesellschaft, Alltagsleben, Bildung und Kunst.

Tatsächlich haben Pioniere wie Tim Berners-Lee, der Erfinder des World Wide Web, Steve Jobs oder auch Mark Zuckerberg unsere Medienwelt mindestens so radikal verändert wie im 15. Jahrhundert Johannes Gutenberg mit der Erfindung des Buchdrucks. Der von den neuen Medien erhoffte Demokratisierungsschub hat allerdings nicht oder zumindest nicht im erhofften Ausmaß stattgefunden. Im Gegenteil, „in den dunklen Kellern der Anonymität tobt sich die angestaute Wut und Börsartigkeit aus“, kommentierte einmal ein – anonym – Poster die flutwellenartigen, oft antisemitischen Hasspostings. Besonders eifrig wird vor Wahlen wie etwa der des IKG-Vorstandes oder des Bundespräsidenten in den sozialen Medien ag(it)iert. Heftigen Widerhall sowohl in sozialen als auch konventionellen Medien fand der fragwürdige Umgang der Documenta-Leitung mit antisemitischen Kunstwerken.

Unser Dossier, Judentum und Medien, ist daher ein Themenfass ohne Boden, der Mut zur Lücke war besonders erforderlich. Genießen Sie die Buchstabensuppe, die Ronni Sinai und Nathan Spasić diesmal auslöffeln, ehe sie Zeitungssente süß-sauer servieren.

Ich wünsche viel Vergnügen bei der NU-Lektüre, eine gute Einschreibung in das Buch des Lebens und ein friedvolles und gesundes neues Jahr!

Aktuell

Neues Ziel mit alten Absichten

Die Kultusratswahlen stehen vor der Tür. Gewählt wird der Vorstand der Israelitischen Kultusgemeinde Wien. Von *Mark E. Napadenski*

Seite 6

Wächst der Antisemitismus wirklich?

Die Zahlen, die Oskar Deutsch, Präsident der IKG, präsentierte, verstörten: Um 65 Prozent haben antisemitische Übergriffe im Jahr 2021 gegenüber dem Vorjahr zugenommen. Von *Eric Frey*

Seite 8

Ausgewählte Entscheidung

Vierundzwanzig Antworten auf sechs Fragen als Orientierungshilfe zur Bundespräsidentenwahl im Oktober.

Seite 10

Die Anti-Antisemitismusjäger

Viele Linke überschminken ihre Judenfeindlichkeit gern mit Sozialengagement und Israel-Bashing. Den Antisemitismus verorten sie dabei der argumentativen Einfachheit halber rechts.

Von *Andrea Schurian*

Seite 12

„Der Holocaust ist das Kainsmal unserer Zivilisation“

Ein Gespräch mit dem deutsch-israelischen Historiker Dan Diner („Ein anderer Krieg“) über das Verhältnis von jüdischer und europäischer Geschichte, den Ukraine-Krieg und Postkolonialismus.

Von *Michael J. Reinprecht*

Seite 14

Israel

Herzliche Beziehungen

Kommentar von *Martin Engelberg*

Seite 17

Erste Hilfe in der Gasnot

Seit Europa möglichst rasch aus dem Gasdeal mit Russland aussteigen will, rückt die sogenannte EastMed-Pipeline wieder ins Bewusstsein. Sie soll Erdgas von Israel nach Europa bringen. Von *Nini Schand*

Seite 18

Dossier: Judentum und Medien

Großbürgerliches Feuilleton und reißerischer Boulevard

Zu den wesentlichen Forderungen der Revolution 1848 zählte auch die Pressefreiheit. Bis 1938 wurde das österreichische Pressewesen wesentlich von jüdischen Journalisten geprägt.

Von *Danielle Spera*

Seite 20

Poetische Propaganda

Theodor Herzl (1860–1904), Begründer des politischen Zionismus, war ein emsiger Schreiber. Der Korrespondent nannte seine journalistische Tätigkeit lapidar „Tagesgeschichtsschreibung“.

Von *Gabriele Flossmann*

Seite 21

Fack ju Göhte

Das geschriebene Wort in Zeiten virtueller Überforderung.

Von *Andrea Schurian*

Seite 23

Priesterstimme und Stegreifredner

Karl Kraus und Anton Kuh – weil es zweier jüdischer Genies in Wien bedurft hat, um den Journalismus zu überwinden.

Von *Ronald Pohl*

Seite 26

Heft in der Hand

Israelische Politikerinnen und Politiker sind nicht weniger ausweichfreudig als österreichische. Doch das israelische Fernsehen lässt ihnen weniger Spielraum für Ausflüchte.

Von *Maria Sterkl*

Seite 28

Besonders charakteristisch

Warum wird in westlichen Medien eigentlich so viel über Israel berichtet? Zwei Kriterien sind für dieses große Interesse entscheidend.

Von *Eric Frey*

Seite 32

Sechsheiniges Kalb zum Frühstück

Was können Schlagzeilen? Und sind Bad News immer Good News?

Von *Ronni Sinai*

Seite 33

Langes Leben und langsames Sterben

Internet und Wirtschaftskrisen setzen Printmedien gehörig zu. Um überhaupt eine Chance zu haben, müssen Verlage neue Geschäftsmodelle für das digitale Zeitalter entwickeln.

Von *Hedi Schneid*

Seite 35

Sie sind gekommen, um zu bleiben

Facebook & Co. haben unsere Kommunikation revolutioniert. Ein neues Vokabular gehört seither zum festen Bestandteil unseres Wortschatzes.

Von *Mark E. Napadenski*

Seite 37

Erinnerung und Vergegenwärtigung

Zwei aktuelle Anthologien verhandeln jüdischen Alltag und jüdische Geschichte in Comicform.

Von *Martin Reiterer*

Seite 39

Von Hitler vertrieben, mit Briefen vereint

Briefe der jüdischen Journalistenfamilie Benedikt, die 1938 in alle Himmelsrichtungen verstreut wurde, sind die Grundlage eines berührenden Buches.

Von *Barbara Beer*

Seite 42

Stammtisch als Spiegel

In ihrer ORF-Dokureihe „Alltagsgeschichten“ porträtierte Elisabeth T. Spira auch die antisemitischen Schattenseiten der Gesellschaft.

Von *Savanka Schwarz*

Seite 44

Vorwärts in die Zukunft

Die 125 Jahre alte New Yorker jiddische Zeitung „Forverts – The Forward“ liefert online und auf Englisch kräftige Lebenszeichen – mit Kanons der besten jüdischen Popsongs und Filmszenen.

Von *Otmar Lahodinsky*

Seite 45

Unterwegs mit

Charlotte Herman

Für die engagierte und dynamische Präsidentin der Israelitischen Kulturgemeinde Linz ist ihre jüdische Gemeinde wie eine große Familie.
Von René Wachtel

Seite 46

Kultur

„Es geht um das Museum, nicht um mich“

Die Historikerin und Ausstellungskuratorin Barbara Staudinger leitet seit Juli das Jüdische Museum Wien. Die neue Direktorin über aktuellen Antisemitismus, gängige Missverständnisse und ihre beruflichen Ziele.
Von Thomas Trenkler

Seite 49

Viel Lärm garantiert

Die Debatte über antisemitische Karikaturen auf der Documenta fifteen sorgt für empörte Aufregung und Anschuldigungen. Zwei Kommentare zum Thema.
Von Philipp Peyman Engel und Andrea Schurian

Seite 53

Hitzige Atmosphäre

Die hochgelobte israelische Serie „Teheran“ orientiert sich auch in der zweiten Staffel an realpolitischen Ereignissen.
Von Michael Pekler

Seite 55

Macht der Puppen

Die Theatergeschichte ist voller Beispiele: Die Puppenfigur dient nicht nur zur Unterhaltung, sondern auch zur Aufarbeitung von Traumata und subversiver Kritik am politischen System.

Von Rosalinda Napadenski

Seite 56

Rote Pyramiden

Mit dem russischen Schriftsteller Vladimir Sorokin steht dieses Jahr einer schärfsten Kritiker Vladimir Putins im Rampenlicht von „Literatur im Nebel“.

Von Gabriele Flossmann

Seite 57

Zeitgeschichte

Die sprechenden Steine von Rhodos

Heute leben nur mehr wenige Jüdinnen und Juden auf der griechischen Ferieninsel. Nur zu den hohen Feiertagen werden für den Gottesdienst Rabbiner aus Athen oder Israel eingeflogen.

Von Michael J. Reinprecht

Seite 60

Das vorletzte Wort

Der Blattsalat ist angerichtet

Wer das „Kapital“ stürmt, schätzt vermutlich auch „Tischtennis-Champignons“ mit Salami als Scharfmacher. Ronni Sinai und Nathan Spasić haben es sich diesmal mit Zeitunglesen vergnüglich gemacht.

Seite 63

Rabbinische Weisheiten

Verschick keine Hasspostings!

Von Paul Chaim Eisenberg

Seite 65

nu

Erscheinungsweise: 4 x jährlich
Nächste Ausgabe: Dezember 2022.
Auflage: 4.700

TITELBILD:
© Menahem Kahana/AFP/
picturedesk.com

Kontakt

Tel.: +43 (0)1 535 63 44
Fax: +43 (0)1 535 63 46
E-Mail: office@nunu.at
Internet: www.nunu.at

Bankverbindung

IBAN: AT78 1100 0085 7392 3300
BIC: BKAUATWW

Sie sind an einem

Nu-Abonnement interessiert?

Jahres-Abo (vier Hefte) inkl. Versand:
Österreich: Euro 25,-
Europäische Union: Euro 28,-
Außerhalb der EU: Euro 32,-

Abo-Service, Vertrieb & Anzeigen

Ronni Sinai, ronni.sinai@nunu.at

© RAWPIXEL / CC-0



Die digitale Revolution hat unsere Medienlandschaft radikal verändert. Wer glaubt heute noch wem – und warum? Ein Dossier zum Thema Judentum und Medien finden Sie ab S. 20.

Neues Ziel mit alten Absichten



© BIC/CC BY-SA 4.0

Dass für die Sicherheit, auch jene der Synagoge, mehr Geld zur Verfügung steht, wurde gesetzlich beschlossen. Dieses Novum wird innerhalb der Gemeinde von allen begrüßt – und fettet das Jahresbudget der IKG ordentlich auf.

Die Kultusratswahlen stehen vor der Tür. Gewählt wird der Vorstand der Israelitischen Kultusgemeinde Wien.

VON MARK E. NAPADENSKI

Die IKG versteht sich als Repräsentantin aller in Wien lebenden und aufgrund der demografischen Gegebenheiten auch als Sprachrohr aller in ganz Österreich lebenden Jüdinnen und Juden. Mit der üblichen Wahlbeteiligung zwischen sechzig und siebzig Prozent ist auch im Krisenjahr 2022 zu rechnen. In der Vergangenheit hat die Wahl immer wieder auch für medialen Wirbel gesorgt: Von Skandalen und Machtmissbrauch war bereits die Rede. Mittlerweile scheinen die Wogen jedoch etwas geglättet zu sein.

Die Coronakrise und das Ende der schwarz-blauen Koalition könnten ausschlaggebend für das subjektive Harmoniebedürfnis der Gemeinde sein; so wie steigende Zahlen antisemitischer Angriffe ein Motor für eine

wachsende Solidarität zwischen den einzelnen Gruppen innerhalb der IKG (siehe „Wächst der Antisemitismus wirklich?“, Seite 8). Wichtige politische Schritte wurden bereits erfolgreich durchgesetzt. Ein Beispiel ist die Zusage der ÖVP-geführten Koalition, vier Millionen Euro mehr jährlich für die Sicherheit der jüdischen Gemeinde ausgeben zu wollen – dies wurde sogar gesetzlich beschlossen und muss nicht wie bislang per Förderantrag eingeholt werden.

Dieses Novum wird innerhalb der Gemeinde von allen begrüßt und fettet das Jahresbudget der IKG ordentlich auf. Aus einer APA-Aussendung des IKG-Präsidiums von 2020 lässt sich ein Budget errechnen, welches nun die 20-Millionen-Euro-Marke übersteigt.

„Wer mit wem kann und wieso die einen nicht mit den anderen wollen, erinnert an den Disput in Monty Pythons ‚Leben des Brian‘.“

Bislang hat die Gemeinde 3,7 Millionen, knapp ein Viertel des bisherigen Budgets, für die eigene Sicherheit ausgegeben. Dass dieser Kostenpunkt verdoppelt wurde, spricht Bände.

Opake Machtstrukturen

An diesen Ausgaben wird sich freilich auch durch eine neue (oder alte) IKG-Führung nichts ändern. Spannend bleiben die individuellen Projekte und Akzentsetzungen der einzelnen Kultusräte, die alle zwei Jahre neu gewählt werden und die wiederum aus ihren Reihen den Präsidenten wählen. Ende November finden nun erneut Kultusratswahlen in Wien statt.

Am populärsten ist ATID, die Partei des Langzeitamtsinhabers Oskar Deutsch. Er hat vor zehn Jahren Ariel Muzicant abgelöst, der selbst wiederum vierzehn Jahre Präsident der IKG war. Zweitstärkste Fraktion ist der Verein für Bucharische Juden (VBJ), der als Partei gegründet wurde, um die Partikularinteressen der größten jüdischen Untergruppe in Wien zu vertreten.

ATID wirbt mit dem Topos der Einheitsgemeinde; der VBJ steht für Integration innerhalb der gesamten jüdischen Gemeinde Wiens und vertritt etwas theozentrischere Agenden.

Um verstehen zu können, was genau die IKG als politisches Organ leistet, muss man allerdings eingefleischtes Gemeindemitglied sein. Doch auch dann sind die internen Machtstrukturen oftmals opak. Wer mit wem kann und wieso die einen nicht mit den anderen wollen, erinnert, um dem Zynismus freien Lauf zu lassen, an den Disput zwischen der Volksfront von Judäa und der Jüdischen Volksfront in Monty Pythons *Leben des Brian*. Im Mikrokosmos einer Gemeinde mit ca. 8000 Mitgliedern können da aber tiefe Gräben entstehen.

Momentan scheint es – und das kommt zumindest bei einer jüngeren und säkularen Generation gut an –,

dass Religiosität Nebensache ist. Im Volksmund heißt es oft: „In Wien sind die Leute religiös, aber keiner glaubt an G'tt.“ Natürlich könnte sich diese Ausrichtung durch eine veränderte Machtstruktur im Kultusrat ändern. Dann werden konservative und religiöse Programme mehr gefördert und das übrige Budget nach bezahlten Fixkosten dort hineingepumpt, wo es eben opportun ist. Herrschen also nicht ganz einfach völlig übliche österreichische Verhältnisse?

Spiel für reiche Männer

Das wirklich Wichtige an der IKG-Wahl ist aber jenseits aller polemischen Wortklauberei die Frage nach der Repräsentanz. Von wem wird die Gemeinde in ihrer Gesamtheit besser nach außen vertreten: von askenasischen oder von sefardischen Männern? Denn bisher hatte den Posten des Präsidenten noch keine Frau inne. Eines ist klar: Benötigt wird neben dem politischen Pouvoir der eigenen Partei auch das nötige Kleingeld in den Taschen der Kandidaten. Vielleicht nicht für den Kultusrat, allerdings sehr wohl für das Amt des Präsidenten. Der Po-

sten und daher die politische Funktion ist ehrenamtlich. Der Präsident wird dann in die ZiB 2 eingeladen, um den jährlichen Antisemitismusbericht zu kommentieren, oder er hält Reden bei diversen Gedenkveranstaltungen und muss viel Ausdauer beim Händeschütteln beweisen.

Das führt zur Frage der Selbstwahrnehmung der IKG. Und hier scheint es tatsächlich eine offenkundige Diskrepanz zwischen den jeweiligen Gruppierungen zu geben. Lange Zeit schon lässt sich ein Konflikt zwischen der IKG-Führungsriege und der bucharischen Gemeinde, die großteils eine eigene Infrastruktur mit Schulen, Synagogen und Supermärkten aufgebaut hat, beobachten. Dieser Konflikt wird auch öffentlich ausgetragen und könnte sich durch die kommende Wahl verschärfen. Die Zuspitzung der Auseinandersetzungen könnte zu einer Spaltung der Gemeinden führen, wie es in anderen Ländern bereits der Fall ist. Dass Wien einen eigenen Weg geht, ist allgemein bekannt, doch auch Diskriminierung und Machtmissbrauch sind eben typisch wienerisch.



Von wem wird die Gemeinde in ihrer Gesamtheit besser nach außen vertreten? Eingang in der Seitenstettengasse.

Wächst der Antisemitismus wirklich?



Ist Österreich heute tatsächlich antisemitischer als in den 2000er Jahren, als Juden von vielen für die „Sanktionen“ gegen die ÖVP-FPÖ-Regierung verantwortlich gemacht wurden?

Die Zahlen, die Oskar Deutsch, Präsident der Israelitischen Kultusgemeinde, im Mai 2022 präsentierte, verstörten: Um 65 Prozent auf 965 Fälle haben antisemitische Übergriffe im Jahr 2021 gegenüber dem Vorjahr zugenommen.

VON ERIC FREY

Im Jahrzehnt davor war die Zahl langsam, aber kontinuierlich gestiegen, von nur 70 im Jahr 2010 auf 585 im Jahr 2020. Und nun gab es innerhalb kurzer Zeit diesen Sprung auf ein Niveau, das 18 Vorfällen jede Woche entspricht. Kein Wunder, dass der wachsende Antisemitismus als Übel unserer Zeit gilt, das Politikerinnen und Politiker fast aller Parteien und andere Vertreter der Zivilgesellschaft bei jeder Gelegenheit anprangern. Kein Wunder, dass sich Mitglieder der

jüdischen Gemeinden in Österreich zunehmend unwohl fühlen und sich um ihre Sicherheit sorgen.

Aber hat der Antisemitismus tatsächlich in den vergangenen Jahren so rasant zugenommen, nämlich um mehr als ein Zehnfaches seit 2010? War es damals etwa so gut, und ist es heute wirklich so schlimm? Nicht nur ein genauerer Blick auf die Zahlen gibt Grund zur Skepsis.

In einem Land von neun Millionen, das angeblich vor antijüdischen Vorurteilen strotzt, sind knapp tausend gemeldete Vorfälle noch keine wirklich erschreckende Zahl. Entscheidend aber ist, dass 60 Prozent dieser Ereignisse als „verletzendes Verhalten“ beschrieben werden – und das sind vornehmlich Postings auf Facebook, Telegram und anderen sozialen Medien sowie Massen-E-mails. Dass diese Zahl deutlich zugenommen hat, überrascht nicht: Schließlich werden das Internet und soziale Medien heute viel häufiger und von viel mehr Menschen genutzt als noch vor einigen Jahren. Dazu kommt ein stärkeres Bewusstsein, was antisemitisch ist oder

so interpretiert werden könnte. Viele Aussagen, die früher kaum beachtet worden wären, werden heute gemeldet – auch weil die Möglichkeit zur Meldung öffentlich viel präsenter ist als einst.

Codes und Corona

Die von der IKG verwendete Antisemitismus-Definition der International Holocaust Remembrance Alliance (IHRA) schließt auch antiisraelische Aussagen mit ein – was auch manche Kämpfer für die Rechte der Palästinenser zu Antisemiten stempelt. Und im Zuge der Anti-Corona-Demonstrationen, die 2021 besonders groß waren, wurden auch Holocaust-Vergleiche von Impfgegnern als antisemitisch eingestuft, die man genauso nur als historisch verfehlt und geschmacklos kritisieren könnte. Manchmal geht es um antisemitische Codes, deren Bezug zum Judentum den zu Verschwörungstheorien neigenden Sprechern gar nicht bewusst ist. Auf den antijüdischen Kontext hinzuweisen, ist notwendig; dies als Beispiel für Antisemitismus zu werten, wenn etwa von

dunklen Mächten die Rede ist, die im Hintergrund die Fäden ziehen, ist zu viel.

Dass Antisemitismus in Österreich und anderswo in Europa existiert, daran gibt es keinen Zweifel. Jeder Gewaltakt gegen Jüdinnen und Juden ist ein Skandal, jede einzelne antisemitische Aussage ist eine zu viel. Aber das Bild des ständig wachsenden Antisemitismus, das von jüdischer und nichtjüdischer Seite heute oft als selbstverständlich präsentiert wird, muss hinterfragt werden – vor allem in Österreich, wo die Zahl der tatsächlichen physischen Angriffe auf Juden in jedem Jahr so gering ist, dass sich gar kein statistischer Trend erkennen lässt. Jeder Anstieg oder Rückgang beruht auf Zufälligkeiten.

Ist Österreich heute tatsächlich antisemitischer als in den 1950er Jahren, als die NS-Propaganda noch das Denken vieler Menschen prägte? Als in den 1960er Jahren, als viele katholische Priester noch „die Juden“ als Gottesmörder brandmarkten? Als in den 1970er Jahren, zum Höhepunkt der Solidarität mit der PLO, die damals noch eine Terrororganisation war? Als in den 1980er Jahren, als die ÖVP offen mit Antisemitismus hantierte, um ihren Präsidentschaftskandidaten Kurt Waldheim zu verteidigen? Als in den 2000er Jahren, als Juden von vielen für die „Sanktionen“ gegen die ÖVP-FPÖ-Regierung verantwortlich gemacht wurden? Oder am Höhepunkt des IS-Terrors in den 2010er Jahren, als vor allem in Frankreich Jüdinnen, Juden und jüdische Einrichtungen zur Zielscheibe wurden?

Positive Einstellung

Alle Umfragen über die Einstellung der Menschen zum Judentum zeigen eines: Je jünger die Befragten, desto geringer die Vorurteile. Wenn man nicht davon ausgeht, dass Menschen im Alter antisemitischer werden, lässt sich daraus nur schließen, dass die alten Antisemiten langsam aussterben und die neue Generation meist zwischen positiven Einstellungen zum Judentum und Gleichgültigkeit schwankt. Selbst den Rassisten unter den Jüngeren sind Juden meist egal; ihr Zorn zielt auf Muslime und Schwarze. Und es gibt kaum Hinweise, dass in Österreich das ständige Be-

mühen von Regierung, Kirchen, Kultureinrichtungen oder Medien um die Aufarbeitung der NS-Vergangenheit und die Stärkung des jüdischen Lebens heute auf breiten Unmut oder gar Widerstand stößt.

Echter Antisemitismus findet sich im harten Kern der rechtsextremen Szene. Der kann höchst gefährlich werden, spiegelt aber keinen allgemeinen Trend zum Juden Hass wider. Anders ist es beim muslimischen Antisemitismus, der in erster Linie von der Feindschaft zu Israel gespeist wird. In muslimischen Gemeinschaften sind antijüdische Vorurteile leider weit verbreitet und bei einer radikalen Minderheit so vehement, dass sie zur Gewalt motivieren können.

Aber auch der muslimische Antisemitismus scheint im vergangenen Jahrzehnt recht konstant zu sein; er wird immer dann sichtbarer, wenn es zu militärischen Auseinandersetzungen zwischen Israel und der Hamas kommt. Österreich hat noch dazu das Glück, dass die meisten Muslime türkischer Herkunft sind, für die Israel ein weniger klares Feindbild ist als für viele Araber.

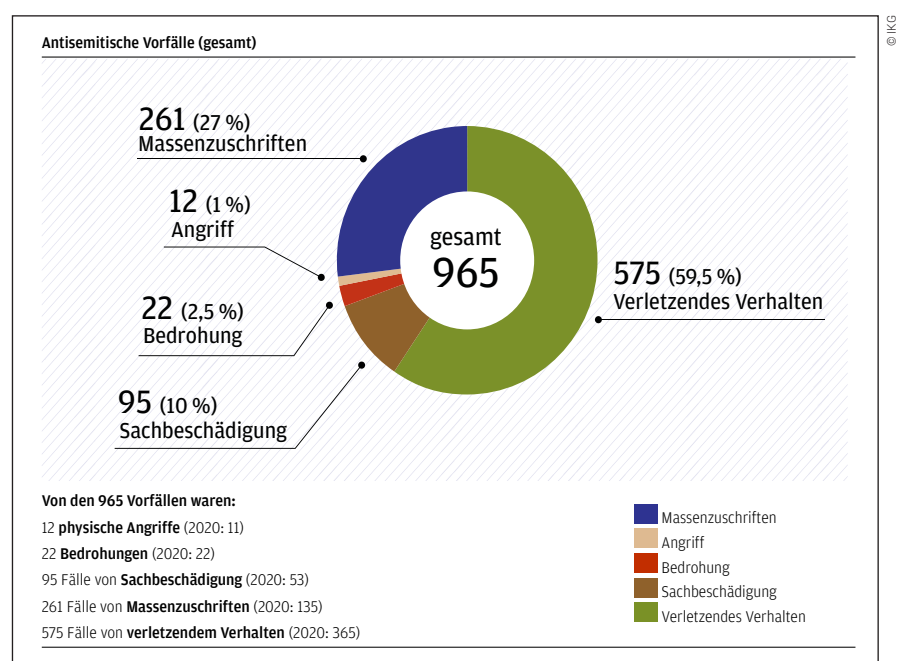
Kassandra-Rufer

Warum ist dennoch ständig von zunehmendem Antisemitismus die Rede, warum wird das auch in den Medien gebetsmühlenhaft wiederholt? Man sollte niemandem unterstellen, dass

sie dieses Bild aus Eigeninteressen bewusst pflegen; die meisten, die dieses Wort in den Mund nehmen, glauben wirklich daran und wollen so einen Beitrag zu einer besseren Gesellschaft leisten. Das ist gerade in Österreich und Deutschland weit verbreitet: Die vehemente Ablehnung des Antisemitismus ist die hiesige Form der „Wokeness“, mit der man seine Anständigkeit beweist und niemanden vor den Kopf stößt.

So gesehen ist es für die Spitzen der IKG genauso wie für jede Bundes- und Landesregierung und unzählige Vertreter zivilgesellschaftlicher Einrichtungen von Vorteil, am Schreckgespenst des wachsenden Antisemitismus festzuhalten und sich dem Kampf dagegen zu widmen. Die einzigen, denen es schadet, sind jene Jüdinnen und Juden, die in Österreich und Europa ihre Heimat sehen und sich weder als Verfolgte noch als Opfer fühlen wollen. Jeder Antisemitismus-Bericht, jede Sonntagsrede mit eindringlichen Warnungen enthält die unausgesprochene Botschaft: Glaub nicht daran, dass alles so bleibt, seid besorgt. Die Geschichte kehrt wieder.

Dass diese Cassandra-Rufer unrecht haben, lässt sich niemals beweisen. Aber eines sollte klar sein: Die tatsächliche Zahl und Art der gemeldeten antisemitischen Vorfälle bieten keinen Grund, das Schlimmste zu befürchten.



Ausgewählte Entscheidung

Am 9. Oktober findet die Bundespräsidentenwahl 2022 statt. Alexander Van der Bellen kandidiert für eine zweite Amtszeit und geht als hoher Favorit ins Rennen. Was denken die Kandidaten über die Beziehungen Österreichs zu Israel, Antisemitismus und die BDS-Bewegung? Vierundzwanzig Antworten auf sechs Fragen als Orientierungshilfe.

1 Sind Sie für eine Verlegung der österreichischen Botschaft nach Jerusalem?

2 Befürworten Sie die strategische Partnerschaft zwischen Österreich und Israel?

3 Hat Österreich aufgrund seiner Vergangenheit eine besondere Verantwortung gegenüber Israel?

4 Besteht für Sie ein Unterschied zwischen Antisemitismus und Antiislamismus?

5 Würden Sie aus Solidarität mit Israel die israelische Fahne auf dem Dach der Präsidentschaftskanzlei hissen, wenn die Hamas Raketen gegen Israel abfeuert?

6 Wie stehen Sie zur BDS-Bewegung? Wie unterscheiden Sie Israelkritik von Antisemitismus?



© LAURA HEINSCHINK-HBF

**Alexander Van der Bellen
(Die Grünen)**

1 Ich bin vor allem für die Einhaltung von geltendem Völkerrecht und für eine Zwei-Staaten-Lösung. Die österreichische Botschaft hat derzeit ihren Sitz in Tel Aviv und ich sehe derzeit keinen Anlass für eine Verlegung der Vertretungsbehörde nach Jerusalem.

2 Natürlich. Österreich kann sich viel von Israel abschauen, namentlich in Forschung und Technologie oder der überaus lebendigen Start-up-Szene. Davon konnte ich mich auch selbst im Frühjahr 2019 bei meiner Reise nach Israel überzeugen.

3 Österreich hat aufgrund seiner historischen Verantwortung, eine besondere Beziehung zu Israel. Die Beziehungen zwischen unseren beiden Ländern haben sich in den letzten Jahren stetig weiterentwickelt und erstrecken sich heute über alle Bereiche. Dies ist besonders erfreulich, wenn man bedenkt, dass Österreich so lange gebraucht hat, um sich dem dunkelsten Kapitel seiner Geschichte zu stellen.

4 Klar ist, alle Formen von rassistischen Ressentiments sind zu verurteilen. Klar ist auch, dass Österreich eine besondere historische Verantwortung gegenüber Jüdinnen und Juden hat. Und daraus ergibt sich auch eine besondere Verantwortung den Antisemitismus zu bekämpfen. Österreich hat die Definition von Antisemitismus der International Holocaust Remembrance Alliance angenommen und eine Nationale Strategie gegen Antisemitismus erarbeitet.

5 Ich wurde im Mai 2021 gefragt, ob auch die Präsidentschaftskanzlei aus Solidarität mit Israel im Gaza-Krieg die israelische Fahne hissen wolle. Ich habe damals erklärt, dass die Sicherheit Israels zwar Teil der Staatsraison Österreichs ist, aber das Hissen der Fahne als implizites Einverständnis mit allen Handlungen der israelischen Regierung interpretiert werden könnte. Es gab damals auf beiden Sei-

ten zivile Opfer. Ich habe seinerzeit mit meinem israelischen Amtskollegen telefoniert und ihm gegenüber meine Anteilnahme ausgedrückt. Meine grundsätzliche Position in dieser Frage hat sich nicht geändert.

6 In einer von allen Parteien getragenen parlamentarischen Entschließung vom Februar 2020 werden Antisemitismus und die BDS-Bewegung verurteilt. Israelkritik ist dann zu verwerfen, wenn sie antisemitisch motiviert ist.



© PARLAMENTSDIREKTION SIMONS

Walter Rosenkranz (FPÖ)

1 Wie die meisten Länder halten wir uns an das Völkerrecht beziehungsweise an die völkerrechtlichen Beschlüsse der UNO.

2 Eine solche Partnerschaft besteht seit den Ländern bereits seit langer Zeit. Auch wirtschaftlich gibt es enge Verflechtungen.

3 Ja.

4 Ich sehe das Kürzel „Anti“ generell problematisch. Offene und sachliche Kritik sollte innerhalb einer Demokratie möglich sein, ohne gleich den Stempel „Anti“ tragen zu müssen. Die Richtigkeit einer Aussage mit gleich-

zeitigem Respekt vor divergierenden Meinungen bleibt die Grundlage eines zivilisierten Umgangs. Es ist leider eine beliebte Reaktion geworden, Fakten mit dem Kürzel „Anti“ zu quittieren (siehe Siedlungspolitik Israels).

5 Das Hissen ausländischer Fahnen stellt aus meiner Sicht eine Neutralitätswidrige Parteinahme dar. Da der Nahe Osten eine politisch sehr sensible Region ist, bleibt die rigorose Einhaltung der Neutralität das Gebot der Stunde. Eine politische Meinung zu haben ist jedermanns Recht. Aber sich als neutraler Staat in Konflikten diplomatisch zu exponieren, ist unvereinbar mit der Verfassungsarchitektur, welche von Österreichs Gründervätern erlassen wurde.

6 Die BDS-Bewegung wurde im Februar 2020 im Nationalrat einstimmig verurteilt.



© MFG MENSCHENFREIHEIT GRUNDRECHTE

Michael Brunner (MFG)

1 Ich bin gegen die Verlegung der österreichischen Botschaft nach Jerusalem, weil dies den Konflikt wohl weiter befeuern würde. Sofern Israel darüber ein Einvernehmen mit Palästina herstellen kann, würde nichts dagegensprechen.

2 Grundsätzlich bin ich für eine vertiefende Zusammenarbeit mit Israel. Auch die Erschließung neuer Gasfelder im Mittelmeer finde ich sinnvoll. Hier wäre aber vorher von Israel ein Konsens mit jenen Ländern herzustellen, die ebenfalls Anspruch auf solche Gasfelder erheben.

3 Österreich hat wegen seiner Vergangenheit unbestritten eine besondere Verantwortung gegenüber den jüdischen Mitbürgern und generell

allen Opfern des Nationalsozialismus zu erfüllen. Eine Blanko-Übertragung dieser Verantwortung auf den Staat Israel finde ich allerdings weniger zielführend.

4 Ich lehne jede Diskriminierung aufgrund von religiösen oder anderen Merkmalen grundsätzlich zutiefst ab. Religion ist Privatsache und sollte als solche auch grundrechtlich entsprechend qualifiziert geschützt werden.

5 Konflikte haben oft eine lange Geschichte und müssen an der Wurzel geklärt werden. Nur beharrliches Verhandeln hilft Konflikte zu lösen. Symbolische Gesten helfen da wenig.

6 Am Beispiel von Russland sehen wir, dass Sanktionen kaum Wirkung zeigen. Deswegen lehne ich auch Sanktionen – egal gegen welche Konfliktpartei – ab. Es muss immer, auch wenn es mitunter sehr mühsam ist, das Gespräch gesucht und eine zukunftsfähige Lösung gefunden werden. Israelkritik muss natürlich möglich sein – so wie auch Palästina kritisiert werden kann. Antisemitismus lehne ich zutiefst ab.



© SIEGFRIED LEITNER

Dominik Wlazny alias Marco Pogo (Bierpartei)

1 Diplomatie ist ein wesentlicher Bestandteil zum Friedenserhalt. Uns ist der Dialog wichtig – unabhängig vom Standort der Botschaft in Israel!

2 Was bedeutet „strategisch“ für ein neutrales Land wie Österreich? Selbstverständlich befürworte ich alles, was friedliche Ziele verfolgt – von Wirtschaftsbeziehungen über Kultur und Jugendaustausch bis hin zur Aufarbeitung unserer gemeinsamen Geschichte.

3 Österreich hat eine Verantwortung den Juden und Israel gegenüber. In Österreich leben heute noch 8000 bis 10.000 Juden, das Leid ihrer Vorfahren ist unermesslich. Und auch heute ist Solidarität mehr denn je gefragt – denken Sie nur an die Menschen, die aus der Ukraine flüchten mussten, davon ebenfalls 200.000 Juden.

4 Es gibt Antisemitismus und Islamophobie – bei beiden geht es um Ausgrenzung und Intoleranz, beides folgt rassistischen Motiven. Daher verurteile ich aus tiefstem Herzen jede rassistische Handlung. Wofür ich mich hingegen als Bundespräsident laut einsetzen und auch stehen werde: Toleranz und Humanität!

5 Ich würde mit jedem demokratischen Land, das angegriffen wird, solidarisch sein.

6 Der österreichische Nationalrat ist geschlossen gegen die BDS und den israelbezogenen Antisemitismus eingetreten. Die BDS betreibt unter dem Deckmantel des Antizionismus echten Antisemitismus, der sich gegen einzelne Menschen richtet. Es kann doch nicht sein, dass gegen einen israelischen Künstler, der nach Europa kommt, demonstriert wird, da wird dämonisiert. Und auch wenn die BDS von Jean-Luc Godard unterstützt wird, da kann ich nicht mit: Da lob' ich mir Lady Gaga, Helen Mirren oder auch Nick Cave, die gegen den von der BDS organisierten Kulturboykott wettern.

Anm. d. Red.: Tassilo Wallentin (Rechtsanwalt, „Krone“-Kolumnist) beantwortete bis Redaktionsschluss unsere Fragen nicht. Zu dieser Umfrage haben wir die bis dahin feststehenden Interessenten für die Kandidatur angefragt.

Die Anti-Antisemitismusjäger



© CHRISTOPH SOEDER/DPA/PICTUREDES.COM

27. April 2022, Berlin: Menschen versammeln sich vor dem Brandenburger Tor zur Abschlusskundgebung des „Marsches des Lebens“ gegen Judenhass und Antisemitismus und für Israel.

Viele Linke überschminken ihre Judenfeindlichkeit gern mit Sozialengagement und Israel-Bashing. Den Antisemitismus verorten sie dabei der argumentativen Einfachheit halber rechts.

VON ANDREA SCHURIAN

Es ist schon eine Weile her, da diskutierten der Direktor des Jüdischen Museums Hohenems, Hanno Loewy, und die in Berlin lebende österreichische Schriftstellerin Eva Menasse bei einer Podiumsdiskussion im Haus der Kulturen der Welt in Berlin. Thema: „Andere (Täter-)Länder, andere Sitten“.

Tief war im Haus der Kulturen al-

lerdings nicht der Erkenntnisgewinn fürs Publikum, sondern das Niveau der beiden Diskutanten, die mit Allgemeinplätzen, Klischees, Vorurteilen und Verallgemeinerungen recht verschwenderisch umgingen. „Der deutsche Protestantismus ist ein Problem, wenn es darum geht, das Gute, das man erkannt zu haben glaubt, durchzusetzen“, sagte etwa Eva Menasse: „Und der Österreicher ist Katholik. Der trinkt dann was. Dann trinkt er zu viel. Und am nächsten Tag ist er verkärt.“ Aha. Ja. Ui. Man ersetze „Österreicher“ der Übung halber etwa durch „Rom und Sinto“ oder durch „Türke“ und schaue, wie der Satz dann klingt. Menasse und Loewy verorten den Antisemitismus der argumentativen Einfachheit halber rechts.

Schon vor gut zwei Jahren schrieb Hanno Loewy im *Standard*, die größte Gefahr gehe von der Mitte der Gesell-

schaft aus. Und ein paar Zeilen weiter: „Noch immer geht die größte Gefahr für Juden in Österreich und in Europa von Rechtsextremen aus, auch wenn sich manche Islamisten anstrengen, davon zu lernen.“ Dieser Satz ist angesichts all der islamistischen Terroranschläge einigermaßen kühn. Und wer beispielsweise die antisemitischen Documenta-Beiträge (siehe auch S. 51) als jüdenfeindlich benennt, ist, ja genau, reaktionär. Eva Menasse plädiert dafür, antisemitischer Kunst mit mehr Gelassenheit zu begegnen. Weil ihr nämlich weder zwanzig Jahre alte antisemitische Karikaturen aus Indonesien noch deren Erzeuger Angst machen, schrieb sie im *Spiegel*. Auch hier sei eine kleine Gedankenübung anempföhlen: Ersetzen Sie „zwanzig Jahre alte antisemitische Karikaturen“ durch „fünfzig Jahre altes antisemitisches Liedgut.“ Mir macht beides

Angst. Ihr sei schwer unbehaglich „angesichts des diskursiven Reinigungsfurors eines publizistischen Bataillons aus Anti-Antisemiten, die offenbar wirklich glauben, dass sie dieses Land bald, vielleicht schon übermorgen, antisemitenfrei kriegen (...). Kriegt ihr aber nicht, niemals, nicht nach zweitausend Jahren des tief verwurzelten christlichen Antisemitismus, vom Holocaust gar nicht erst zu reden“, schrieb Eva Menasse auch. Achso. Und weil man das Land vielleicht übermorgen doch noch nicht antisemitenfrei kriegt, soll man jetzt genau was machen: nichts? Warten? Und zwischenzeitlich BDS-Aktivist werden? Viele Linke überschminken ihre Judenfeindlichkeit gern mit Sozialengagement und Israel-Bashing. Sie fordern eine neue Intifada und ein freies Palästina „vom Jordan bis zum Mittelmeer“, also auf dem gesamten Staatsgebiet Israels. Frieden? Klingt anders.

Gewaltausübungskurse

Schon in den 1970er und 1980er Jahren schlangen sie sich Palästinensertüchter um den Hals und verehrten PLO-Chef Jassir Arafat wie einen Popstar. Der betrieb, ehe er gemeinsam mit Jitzhak Rabin zum Brückenbauer und Friedensnobelpreisträger avancierte, gut besuchte PLO-Trainingslager, um Flugzeugentführer und (Selbstmord-) Attentäter möglichst gut auszubilden. Auch deutsche RAF-Terroristen, Mitglieder der italienischen Brigade Rosse oder der frazösischen Untergrundorganisation Action Directe waren gelehrige Gast Schüler in den Camps und wurden für erfolgreich absolvierte Gewaltausübungskurse mit Waffen und Munition belohnt. Und wenn die Hamas aus dem Gazastreifen tausende Raketen auf Israels Zivilbevölkerung abfeuert, plärren (angeblich) antifaschistische Linke Seite an Seite mit homophoben Islamisten, arabischen Ultranationalisten, rechtsradikalen Erdoganisten, Grauen Wölfen, Hisbollah-Anhängern und Muslimbrüdern Parolen wie „Israel – Kindesmörder“ und schwingen Hamas-Flaggen.

Das ist so, als würden rechte Wiederbetätigte mit Hakenkreuzfahnen durch Wien laufen, denn Symbole der radikalislamistischen Terrororganisation Hamas sind in Österreich verboten. Im Rahmen des Antiterror-

Pakets hat auch Österreich – nach Israel, Kanada, den USA, Argentinien, Großbritannien, den Niederlanden, Deutschland und Honduras – voriges Jahr die Hisbollah und deren Insignien verboten.

Gedauert hat es bis zur Gesetzgebung immerhin ein ganzes Jahr, ein diesbezüglicher Entschließungsantrag wurde bereits Ende Mai vorigen Jahres im Nationalrat eingebracht. So gar die Arabische Liga war schneller als Österreich und erklärte die „Partei Gottes“, die 1982 von den iranischen Mullahs als antiisraelische Außenstelle im Libanon gegründet worden war, bereits 2016 zur Terrororganisation.

Wichtigste geistliche (und spendable) Autorität der Hisbollah ist übrigens Irans Ajatollah Ali Chamenei, der die Vernichtung des Judenstaates mit den Worten zur Staatsräson erklärt hat, dass das „Krebsgeschwür, genannt Israel, aus der Region herausgerissen werden muss. Der Iran wird jedem helfen, der das zionistische Regime bekämpft, so wie er schon in der Vergangenheit Hisbollah und Hamas geholfen hat“, so Irans oberster geistlicher Führer, dem das hinterhältige Messerattentat auf den Schriftsteller Salman Rushdie als Quell der Freude galt. Mir ist nicht Erinnerung, dass Muslime gegen den Mordversuch demonstriert hätten. Wer also islamistischen Irrsinn kritisiert, ist rechts?

„Hofjuden“

Weil so viel von anti-antisemitischer Gefahr die Rede war auf dem Podium: Die Gefahr ist eh nicht sehr groß, aber ganz ehrlich würde ich es nicht riskieren, Hanno Loewy zu einem privaten Abendessen einzuladen. Er würde es nämlich schlimmstenfalls Jahre später noch gegen mich verwenden – so wie gegen jene jüdische Wiener Familie, bei der er zum Schabbat-Dinner eingeladen gewesen war und über die er im Haus der Kulturen in Berlin ebenso herablassend wie höhnisch herzog, deren berufliche Tätigkeiten bis zur genauen Kenntlichkeit beschrieb und sie letztlich auch noch als „Hofjuden“ desavouierte.

Wie sehr ihn seine Erinnerungen an den doch gut zehn Jahre zurückliegenden Abend trogen, weiß man freilich nicht, denn die Gastgeber wa-

ren zu dem Podiumsgespräch nicht eingeladen. Dass die Moderatorin Miriam Rürup, immerhin Direktorin des Moses Mendelssohn Zentrums für europäisch-jüdische Studien in Potsdam, dieser übelmeinenden Nachrede freien Lauf ließ, ist ebenso skandalös wie die Tatsache, dass sie die Titulierung „Hofjuden“ einfach stehenließ. „Die antisemitische Propaganda des Nationalsozialismus nutzte die Rolle der jüdischen Hoffaktoren (=Hofjuden), um die angebliche Schädlichkeit der Juden unter Beweis zu stellen. Gleichzeitig sollte die NS-Geschichtsforschung mit dem Buch *Hofjuden* von Peter Deeg diesen Thesen einen wissenschaftlichen Anstrich geben.“ (Wikipedia)

Propaganda

Aber gut, Frau Rürup hielt auch bei auch persönlichen Beleidigungen gegen den NU-Mitbegründer, Mehrheitseigentümer und Begründer des Nahost-Thinktanks Mena-Watch, Erwin Javor, den Mund. Mena-Watch sei, so Loewy, eine „toxische Plattform“, die „islamfeindliche Propaganda at its best“ betreibe, der Think-Tank sei „Ort antideutscher Propaganda, in Wirklichkeit deutsch-nationalistischer Propaganda“. Eva Menasse widersprach nicht, sondern setzte noch eins drauf und bezeichnete Mena-Watch als „antideutsches Nest der Wahnsinnigen“, deren Finanzier sie sogar persönlich kenne. Was sie nicht dazugesagt hat: Sie hat ihn sogar gebeten, das Kadisch (Totengebet) am Grab ihres Vaters zu sprechen. So geht Freundesweglegung vor Publikum.

„Links sein kommt offenbar seit einiger Zeit immer stärker ‚im Paket‘ mit Israelhass, mit undifferenziertem Bashing all jener, die erkennen, wer hier der Terrorist ist und wer legitimer Staat. Frau Menasse spricht damit allen zu, die am Grab des Herrn Arafat Kränze abwerfen, eines Mannes, der mit Milliarden auf dem eigenen Konto seine Mitbürger zu Selbstmordattentätern erzog und jedes(!) Friedensangebot sabotierte. Ignoriert wird, dass über 80 Prozent der israelischen Araber, die ja wohl wirklich wissen müssen, was vorgeht, ums Verrecken lieber in Israel leben als unter Arabischer Ägide“, postete „Chochm“ in der Zeit. Dem ist eigentlich nichts hinzuzufügen.

„Der Holocaust ist das Kainsmal unserer Zivilisation“

© PRIVAT



„Putins Befürchtung, dass der Funkenflug der Demokratisierung auf Russland überspringt, ist real.“ Dan Diner, bis 2014 Direktor des Simon-Dubnow-Instituts für jüdische Geschichte und Kultur an der Universität Leipzig, verfolgt die russische Strategie mit Sorge.

Der deutsch-israelische Historiker Dan Diner hat mit „Ein anderer Krieg“ eines der wichtigsten Bücher über das Verhältnis von jüdischer und europäischer Geschichte vorgelegt. Ein Gespräch über den Ukraine-Krieg, Holocaust und Postkolonialismus.

VON MICHAEL J. REINPRECHT

NU: In Ihren Forschungen haben Sie sich mit Fragen des historischen Gedächtnisses und gegenläufigen Erinnerungen beschäftigt. Für wie gefährlich halten Sie die aktuellen Identitätsdebatten, die den Holocaust häufig relativieren? Auch Sie nennen die NS-Verbrechen einen „Zivilisationsbruch“.

Dan Diner: Ich gehöre zu denen, die diesen Diskurs nicht so dramatisieren und habe das Wort Singularität nie benutzt. Der von mir geprägte Begriff „Zivilisationsbruch“ will ja Allgemeines zum Ausdruck bringen, nämlich, dass es hier um die Zerstörung der Grundlagen von Vernunft und auch von zweckrationalem Handeln gegangen ist. Das ist der Kerngedanke hinter dem, was man heute als Holocaust bezeichnet. Es wurde eine Tat vollzogen, die jenseits von Vernunft steht, und

deren Kern die bloße Vernichtung war. Und die wiederum steht außerhalb aller möglichen Formen der Zurichtung von Menschen, auch der Sklaverei, ja auch der kolonialen Ausbeutung, die ja alle die negative Energie von Vernichtung in sich bergen. Das verstehe ich unter Zivilisationsbruch: Etwas, das vorher so noch nie stattgefunden hat, nämlich dieses Töten ohne Zweck, so dass es am Schluss eigentlich nur so etwas gab wie die Vernichtung um des Vernichtens willen.

Ist es nicht dennoch problematisch, wenn einzelne Vertreter des Postkolonialismus meinen, dass der Holocaust letztendlich „nur“ ein Verbrechen von Weißen an Weißen gewesen sei? Ist das nicht eine Verniedlichung der Schoa?

Das halte ich tatsächlich für falsch.

Aber ich würde das jetzt nicht bewerten, sondern nur feststellen, dass es sich nicht so zugetragen hat. Grundsätzlich kann man in der Bewertung unterschiedlicher Meinung sein. Aber so weit sind wir ja gar nicht, was diesen Diskurs angeht. Insofern ist diese Diskussion heute ein Rückschritt. Wir waren schon einmal weiter.

Mich interessieren vielmehr bestimmte Traditionslinien, die zeigen, dass der postkoloniale Diskurs auffälligerweise in jenen Ländern begonnen hat, die koloniale Herrschaft erfuhren und die in der Zeit des Faschismus und Zweiten Weltkrieges in großem Maße Affinität mit den Achsenmächten (vor allem mit Hitler-Deutschland) aufwiesen. Sehen Sie sich Indien an. Es ist bis heute so: Wenn man dort in Buchläden geht, gibt es zwei große Bücherstapel – einen mit der Biografie von Gandhi und einen mit Hitlers *Mein Kampf*. Diese politische Konstellation stellt das eigentliche politisch-kulturelle Milieu dar, aus dem der Postkolonialismus erwachsen ist. Es sind indische Sozialwissenschaftler und Philosophen, die an vorderster Front der postkolonialen Theorie gestanden sind. Heute stehen sich zwei gegensätzliche Stränge gegenüber: die Dialektik der Aufklärung einerseits und die postkoloniale Theorie andererseits. Die Frage des Holocaust ist das Material dieser Auseinandersetzung.

In Ihrem Buch „Das Jahrhundert verstehen“ schreiben Sie, die NS-Zeit sei „als integraler Bestandteil deutscher Geschichte dem kollektiven Gedächtnis unauflöslich eingebrannt“. Dies erklärt wohl die besondere Sensibilität der deutschen Öffentlichkeit, was sich aktuell am Antisemitismusvorwurf gegen die „documenta“ gezeigt hat. Zugleich aber nimmt in Deutschland wie auch in Österreich Philosemitismus zu. Ist dieser – vielleicht nur scheinbare – Widerspruch ein typisch deutsches Phänomen?

Es kommt hier verschärft zur Geltung. Der Holocaust ist das Kainsmal unserer Zivilisation. Die Besonderheit des Holocaust ist nicht besonders, weil es Juden getroffen hat, sondern weil es Menschen angetan wurde. Nun verbindet sich allerdings im allgemeinen Bewusstsein diese negative menschheitliche Dimension mit Bildern von Juden, die man in der christ-

lichen Kultur findet. Der Holocaust war, wenn man so will, eine negative Erwählung der Juden in den Tod. Und der klassische Antisemitismus richtet sich gegen die Juden in der Vorstellung, dass sie von sich ein Bewusstsein von Erwähltheit haben. Da verschmelzen beide Dinge. Beide haben etwas mit einer Besonderheit zu tun, die in einer Gesellschaft, die immer stärker auf Gleichheit achtet, als unerträglich empfunden wird – also die Unerträglichkeit des Opfers. Auch mich verwundert, wie hartnäckig und langlebig diese Phänomene sind, die sich letztlich auf christliche Wurzeln zurückführen lassen.

Sie meinen etwa das tief eingebrannte „Ans Kreuz mit ihm“.

Absolut. Ich kann nur wiederholen: zu meiner Verwunderung. Ich hätte mir vor zwanzig Jahren nicht vorstellen können, dass dies von einer derartigen Hartnäckigkeit ist. Wenn man so will, kann man alles zurückführen auf diesen vermeintlichen Gottesmord. Und dafür gibt es anscheinend keine Absolution. Die rein religiöse Form nimmt es wohl nicht mehr an. Vor allem in verdeckter Form tritt es wieder auf. Und diese verdeckte Form ist schwierig zu dechiffrieren, wie die postkoloniale Diskussion zeigt.

Das Entwicklungsdefizit in den arabischen Ländern ist als Defizit der Säkularisierung zu sehen, schreiben Sie. Aber ist das nicht auch in den ultraorthodoxen Gemeinden Israels der Fall? Ist das nicht auch eine „versiegelte Welt“?

Schon. Aber es ist eine künstliche Welt. Wir dürfen nicht vergessen, ein Mensch, der in der Ultraorthodoxie lebt, nimmt etwas auf sich. Und es ist gleichzeitig eine Parallelwelt. Das ist ähnlich wie bei fundamentalistischen Muslimen. Der Text wird rezitiert und dadurch eine Radikalität in den Text hineinragen, die sich so im Text gar nicht findet.

Wie sehen Sie als Historiker und als Völkerrechtler den Ukraine-Krieg? Sind wir wieder zurück im 19. Jahrhundert?

Die Ukraine ist wie ein Eisberg, der sich von einem kalbenden Gletscher gelöst hat und nach Westen driftet. Das Paradoxe ist, dass Russland sich genau gegenläufig entwickelt. Es drif-

tet weit nach Osten, und auf der zeitlichen Ebene immer mehr ins 19. Jahrhundert. Wenn man sich Putins Reden anhört, dann erkennt man diese Rückwärtsbewegung. Zugleich ist dieser Krieg ein Gründungs- und Definitions-krieg. Die Ukraine war ja vorher eine Landschaft, natürlich mit kulturellen Besonderheiten. Durch den Krieg wird diese nun zu einem politischen Gemeinwesen. Auf der anderen Seite weiß Russland nicht wirklich, was es ist: ein Imperium? Hat es Grenzen oder keine? Oder ist es etwas Spirituelles? Geschichtsphilosophisch waren die Jahre 1989 und 1991 für die Sowjetunion ein mächtiger Knall. Das Echo bekommen wir erst jetzt, dreißig Jahre später, zu spüren. Wenn das stimmt, dann kann dieser Krieg sehr lange dauern. Möglicherweise entwickelt sich hier eine Art zweiter Dreißigjähriger Krieg, bei dem hoffentlich keine Nuklearwaffen eingesetzt werden.

Sie haben in Frankfurt Geschichte, Philosophie und Rechtswissenschaften studiert. Als junger Student und Dissertant in Frankfurt waren Sie als undogmatischer Linker damals wohl der Einzige, der an der NATO ein gutes Haar gelassen hat.

Ja, ich habe damals bereits eine Lanze für NATO gebrochen.

Heute ist das Verteidigungsbündnis attraktiv, Schweden und Finnland wollen beitreten. Sehen Sie in der Neutralität noch eine sicherheitspolitische Bedeutung, zum Beispiel für die Ukraine selbst? Oder etwa für Österreich, das zumindest derzeit auf das Instrument der Neutralität nicht verzichten will?

Die Neutralität hat nur dann einen Sinn, wenn die Vertragsfähigkeit und die Glaubwürdigkeit derjenigen gegeben ist, die die Neutralität gewährleisten. Das Problem mit Putin ist, dass er sich nicht mehr vertragsfähig verhält. Wenn das Vertrauen und die Glaubwürdigkeit verspielt sind, wird es schwierig. In der Ukraine-Frage handelt es sich in Wirklichkeit um eine Frage Gesamteuropas. Wie wollen Sie der Ukraine vorschlagen, sie solle sich finnlandisieren, wenn nicht einmal mehr Finnland, der Namensgeber dieses Begriffes, neutral bleiben will? Ich habe keine Vorschläge zu machen. Ohne einen direkten Vergleich ziehen

zu wollen, es ist ähnlich wie bei Hitler: Putin ist nicht Vertragsfähig.

Die EU hat im Juni beschlossen, der Ukraine und der Republik Moldau den Kandidatenstatus einzuräumen. Ist das vernünftig und auch im Interesse der EU selbst? Und wie fair ist es gegenüber den Balkanländern?

Putins Hinweis, ganz knapp vor der Invasion, dass sich Russland bedroht fühlt, wenn die NATO zu nahe an die russische Grenze rückt, halte ich für ein vorgeschobenes Argument. Denn die von NATO-Raketen ausgehende Gefahr ist gleich groß, egal ob diese fünfzig oder hundert Kilometer von der Grenze stationiert sind. Entscheidend war der Euromaidan 2013/14. Mit dem Euromaidan begann die Demokratisierung der Ukraine. Putins Befürchtung, dass dieser Funkenflug der Demokratisierung auf Russland

überspringt, ist real. Insofern geht es eher um ein europäisches Projekt als um die NATO.

Demnach müsste Putin also der Kandidatenstatus der Ukraine unangenehmer sein als eine etwaige NATO-Annäherung?

So ist es. Die NATO ist Hard-, die EU Software. Das dringt ein ins weiche Gewebe. Die Europäer sind geeint, sprechen mit einer Zunge. Aber das können sie nur, solange sie die Dekkung der NATO haben. Allerdings bin ich beunruhigt, wenn ich nach Frankreich blicke. Dessen linke und rechte Ränder sind ja keine Ränder mehr, sondern rücken immer mehr ins Zentrum. Wenn die EU in schwierigen Phasen in Handlungsdruck gerät, wird es eng. Und Putin verfolgt in erster Linie eine Strategie weniger gegen die NATO und die USA, sondern gegen Europa. Das macht mir Sorgen.

Publikationen (Auswahl):

Gedächtniszeiten. Über jüdische und andere Geschichten. München, 2003.

Das Jahrhundert verstehen. 1917–1989. Eine universalhistorische Deutung. München, 2015.

Ein anderer Krieg. Das jüdische Palästina und der Zweite Weltkrieg 1935–1942. München, 2021.



Dan Diner
Ein anderer Krieg
Das jüdische Palästina
und der Zweite Weltkrieg
1935–1942
Deutsche Verlags-
Anstalt (DVA), 2021
352 S., EUR 35,-



entgeltliche Einschaltung

Foto © Hertha Hurnaus

Informationen und Buchungen

+43 1 523 5881 event@mqw.at
event.mqw.at



Herzliche Beziehungen

KOMMENTAR VON MARTIN ENGELBERG

Allein in den ersten sechs Monaten dieses Jahres war ich an nicht weniger als vier offiziellen österreichischen Delegationsreisen nach Israel beteiligt: Parlamentspräsident Wolfgang Sobotka, Bundeskanzler Karl Nehammer sowie die Minister Alexander Schallenberg und Margarete Schramböck – sie alle reisten mit zum Teil sehr großer Entourage nach Israel. Das Ausmaß an Freundschaftlichkeit, ja Herzlichkeit, mit dem die österreichischen Delegationen empfangen wurden und das bei den zahlreichen offiziellen Gesprächen herrschte, war überwältigend für mich; noch vor wenigen Jahren hätte ich davon nicht zu träumen gewagt.

Die Basis dafür hat fraglos Sebastian Kurz gelegt und dafür gebührt ihm in aller Form Dank und Anerkennung. Zuerst als Außenminister und dann vor allem als Bundeskanzler hat er in historischen Reden die Schuld Österreichs an der Schoa klar einbekannt und gleichzeitig wichtige Schritte gesetzt, um Österreich als Partner und Freund Israels in der Gegenwart und für die Zukunft zu etablieren: Mit Bekenntnissen zur Sicherheit Israels als Teil der Staatsräson Österreichs, zu Israel als jüdischem und demokratischem Staat sowie zum Existenzrecht Israels, das nicht in Frage gestellt werden darf. Im Regierungsprogramm 2019 haben wir festgeschrieben, dass Österreich zukünftig Initiativen und Resolutionen in internationalen Organisationen nicht unterstützen werde, die den ge-

nannten Bekenntnissen zu Israel zuwiderlaufen.

Diese Erklärung wurde in den vergangenen Jahren auch tatsächlich umgesetzt. Österreich hat bei vielen israelfeindlichen Anträgen in internationalen Organisationen erstmals dagegen gestimmt, ebenso wie bei gegen Israel gerichteten Initiativen vor dem Internationalen Strafgerichtshof. Als einer der ersten Staaten hat Österreich die notorisch gegen Israel gerichtete Durban-Konferenz der Vereinten Nationen boykottiert – ein Schritt, der, wie ich unmittelbar feststellen konnte, viel Aufmerksamkeit bei anderen Ländern hervorgerufen hat und deren Entscheidung, die Teilnahme ebenfalls abzusagen, stark mitbeeinflusst hat.

An symbolischem Gehalt nicht zu übertreffen war das Hissen der israelischen Fahne auf den Dächern des Bundeskanzleramtes und des Außenministeriums als Zeichen der Solidarität Österreichs mit den Menschen in Israel, die im Frühjahr 2021 vor den Raketenangriffen aus Gaza in Luftschutzbunkern Schutz suchen mussten. Man könnte meinen, dass es keinen Israeli gibt, der dieses Zeichen der Solidarität – das Israelis, gerade in solchen Situationen, besonders wichtig ist – nicht in Erinnerung hat und Sebastian Kurz und Österreich nicht hoch anrechnet.

Gleichzeitig und besonders wichtig ist es auch festzustellen, dass diese Entwicklung auch nach dem Ausscheiden von Sebastian Kurz und Benjamin Netanjahu weitergeht. Diese beiden Politiker hat ja bekanntlich eine besonders freund-

schaftliche Beziehung miteinander verbunden, in sehr regelmäßigen Abständen haben sie einander getroffen oder zumindest telefoniert und keinen Zweifel gelassen, wie sehr sie einander schätzen.

Nun hat sich zu Premierminister Yair Lapid ebenso eine sehr persönliche und herzliche Beziehung entwickelt. Lapid bezeichnete den Besuch des KZ Mauthausen, in dem sein Großvater ermordet worden war, als wichtigstes Ereignis seiner bisherigen Regierungszeit. Bei diesem Besuch, bei dem er vom österreichischen Bundeskanzler und Außenminister begleitet wurde, hatte sich Karl Nehammer in sehr persönlichen Worten für das schreckliche Schicksal und die Ermordung von Lapids Großvater entschuldigt. Nach dem Ende der Reden gab es tränenreiche Umarmungen, niemand unter den Teilnehmern blieb von dieser Zeremonie unberührt.

Die Bundesregierung unter Karl Nehammer geht diesen Weg konsequent weiter. Beim letzten Besuch des Bundeskanzlers im Juli 2022 wurde das schon lange vorbereitete Abkommen über eine strategische Partnerschaft zwischen Österreich und Israel unterzeichnet. Angesichts der Tatsache, dass Israel drauf und dran ist, in den nächsten Jahren bis zu 20 Prozent des Erdgas-Bedarfs in Europa decken zu können und Österreich als strategischer Partner ein „Preferred Customer“ ist, wie es von israelischer Seite klar ausgesprochen wurde, stehen uns weiterhin besonders enge und freundschaftliche Beziehungen zwischen Israel und Österreich bevor.

Erste Hilfe in der Gasnot

© PUBLIC DOMAIN/RAWPIXEL



Ob Bohrsinseln zukünftig zur Energieversorgung dienen sollen, ist umstritten. Ökologisch bedenklich sind sie mit Sicherheit.

Seit Europa möglichst rasch aus dem Gasdeal mit Russland aussteigen will, rückt die sogenannte East-Med-Pipeline wieder ins Bewusstsein. Sie soll Erdgas von Israel nach Europa bringen.

VON NINI SCHAND

Leviathan ist in der jüdischen Mythologie ein kosmisches Seeungeheuer mit den Zügen eines Krokodils, eines Drachens, einer Schlange oder eines Wals. Das, was rund zehn Kilometer vor der Küste Israels am Meeresgrund lagert, ist allerdings kein Seeungeheuer, sondern ein Erdgasfeld. Auf rund 1000 Milliarden Kubikmeter Gas wird das Vorkommen vor der israelischen Küste geschätzt, das zunächst Israels Eigenbedarf deckt. Doch die Sanktionen gegen Russland und der geplante Gaslieferungsstopp rücken die israelischen Gasfelder wieder ins

Bewusstsein. Europa verbraucht rund 500 Milliarden Kubikmeter im Jahr. Die Vorkommen im östlichen Mittelmeer könnten somit eine Alternative zu russischen Erdgaslieferungen darstellen.

Derzeit exportiert Israel nur kleinere Mengen Erdgas nach Jordanien und Ägypten. Denn um Gas auch nach Europa zu liefern, fehlen die technischen Voraussetzungen. „Israels Möglichkeit, Gas nach Europa oder irgendwohin anders zu liefern, hängt daran, es nach Ägypten zu bekommen und weiter zu exportieren. Wenn Israel mehr verkaufen will, muss es ein eigenes Projekt umsetzen, aber egal ob Pipeline oder Flüssiggasterminal: Es wird teuer und kompliziert“, so Gina Cohen, Expertin für Erdgasförderung an der Technion-Hochschule Haifa. Als Ersthilfe sind die israelischen Erdgasvorkommen somit nicht geeignet. Langfristig könnten Israels Erdgasvorkommen also zwar die ersehnte Rettung aus der Abhängigkeit von Russland sein, doch mit den bestehenden Kapazitäten kann Israel nicht die benötigte Menge nach Europa liefern.

Nun rückt die sogenannte EastMed-Pipeline wieder in den Fokus der Überlegungen. Sie würde 2000 Kilometer lang sein und am Meeresgrund von Israels Förderanlagen über zypriotische und griechische Erdgasfelder bis nach Italien führen. Im Jänner 2020 unterzeichneten Griechenland, Israel und Zypern in Athen eine Grundsatzvereinbarung über ihren Bau. Das Ziel: Ab 2025 liefert Israel Erdgas nach Westeuropa. Ein Friedensprojekt, das – mit Unterstützung der EU – zur Energiesicherheit Europas beitragen würde, schwärmte der griechische Energieminister Kostas Hatzidakis; von einem „historischen Ereignis“ sprach der zypriische Staatschef Nikos Anastasiades.

Große Zweifel

Doch der Bau ist aufwändig. In aktuell laufenden Machbarkeitsstudien werden die Beschaffenheit des Meeresgrundes, die angestrebte Tiefe und der Verlauf untersucht und analysiert. Die EU sagte 35 Millionen Euro Fördergelder zu, doch die USA entzogen dem Projekt die Unterstützung. Experten zweifeln am Bau der Pipeline, nicht zuletzt, weil die Finanzierung noch immer nicht gesichert ist. Die Zweifel sind groß, dass Privatinvestoren die nötigen sechs Milliarden Euro zusammenbringen.

Die Erwartungen der beteiligten Länder, dass die EU die neue Pipeline finanzieren würde, sind eher unrealistisch – denn schließlich will die EU im Rahmen der Klimaziele bis zum Jahr 2030 ihre CO₂-Emissionen um 55 Prozent senken. Neuinvestitionen in Pipelines oder Gaskraftwerke machen sich da nicht gut.

Ende 2021 konnten sich Vertreter aller EU-Mitgliedstaaten auf neue Vorschriften für grenzüberschreitende Energieprojekte einigen. Demnach ist die Förderung von Erdgas-Pipelines mit EU-Geldern nicht mehr erlaubt, ausgenommen Zyperns Anschluss an das europäische Gasnetz. Doch will die EU in ihrer sogenannten „Taxonomie-Verordnung“ Erdgas – zumindest übergangsweise – als umweltfreundliche Energie einstufen.

Dossier: Judentum und Medien

**„Es gibt keine größere Illusion als
die Meinung, Sprache sei ein Mittel der
Kommunikation zwischen Menschen.“**

(Elias Canetti)

Großbürgerliches Feuilleton und reißerischer Boulevard

Als der Arzt und Politiker Adolf Fischhof im März 1848 die wesentlichen Forderungen der Revolution nannte, war auch die Pressefreiheit darunter. Bis 1938 wurde das österreichische Pressewesen wesentlich von jüdischen Journalisten geprägt.

VON DANIELLE SPERA

Leopold Landsteiner (1817–1875) gründete gemeinsam mit August Zang 1848 *Die Presse*, deren Chefredakteur er wurde und die bis 1896 bestand. 1850 gründete er die populäre *Morgenpost*. Er übernahm 1849 für ein halbes Jahr die *Österreichische Reichszeitung* und erwarb 1854 den *Wiener Telegraph*. Landsteiner und seine Frau Fanny waren die Eltern des Entdeckers der Blutgruppen Karl Landsteiner. Ab Mitte des 19. Jahrhunderts sorgten die zunehmende Industrialisierung, der technische Fortschritt, der wirtschaftliche Aufschwung und der dem Freiheitsgedanken verpflichtete Liberalismus für eine Aufwärtsentwicklung der Presse.

Als Konkurrenz zur Tageszeitung *Die Presse* entstand 1864 die *Neue Freie Presse*, gegründet von Michael Etienne und Max Friedländer, die großen Wert auf das Feuilleton, Wirtschafts- und Kulturberichterstattung legten. Hier schrieben unter anderem Theodor Herzl, Eduard Hanslick oder Daniel Spitzer, Autor der *Wiener Spaziergänge*. Unter ihrem einflussreichen Chefredakteur Moritz Benedikt (1849–1920) wurde die *Neue Freie Presse* zur auflagenstärksten Zeitung, in der die bekanntesten Journalisten schrieben. Die großbürgerlich-liberale Zeitung wurde nach dem Tod von Moritz Benedikt von seinem Sohn Ernst Martin Benedikt geleitet. 1938 wurde

die Zeitung „arisiert“, die 22 jüdischen Journalisten entlassen. Nach dem Zweiten Weltkrieg ging *Die Presse* aus der *Neuen Freien Presse* hervor.

1867 erschien erstmals das *Neue Wiener Tagblatt* von Moritz Szeps (1835–1902), der zuvor bei der *Morgenpost* tätig gewesen war. Die deutsch-liberal bürgerliche Zeitung stand in Konkurrenz zur *Neuen Freien Presse*. Moritz Szeps galt als der mächtigste Zeitungsmann der Monarchie und war Gründer des Presseclubs Concordia. Mit Kronprinz Rudolf verband ihn eine enge Freundschaft. Er veröffentlichte anonyme Artikel, die der Thronfolger geschrieben hatte. 1939 wurde das *Tagblatt* mit dem *Neuen Wiener Journal* zusammengelegt.

Börsenkrach

Nach dem Börsenkrach 1873 und aufgrund der wirtschaftlichen und politischen Zuspitzung kam es zur Gründung von ideologisch geprägten Blättern: Die *Reichspost* der Christlichsozialen, *Das deutsche Volksblatt* der Deutschnationalen und die *Arbeiter-Zeitung* als Zentralorgan der Sozialdemokraten, geprägt durch Victor Adler (1852–1918) und Friedrich Austerlitz (1862–1931).

Als Nationalratsabgeordneter arbeitete Austerlitz an der Entwicklung des Pressegesetzes mit. Nach seinem Tod übernahm der Jurist Oscar Pollak (1893–1963) die Chefredaktion. Er engagierte sich im Widerstand gegen das Dollfuß-Regime und gründete die Revolutionären Sozialisten. In der Emigration in Großbritannien arbeitete er mit den Geheimdiensten zusammen, um einen Neuaufbau Österreichs vorzubereiten. Nach dem Zweiten Weltkrieg übernahm er wieder die Chefredaktion der *Arbeiter-Zeitung* und war an der Gründung des Presserats beteiligt. 1961 legte er sein Amt nieder. Oscar Pollak verstarb 1963. Zwei Tage nach seinem Tod nahm sich seine Frau Marianne, die viele Jahre gemeinsam mit ihm tätig gewesen

war, das Leben. Als Boulevardblatt war ab 1900 die *Österreichische Kronen-Zeitung*, die 1905 in *Illustrierte Kronen-Zeitung* umbenannt wurde, bekannt. Ihr Chefredakteur und späterer Präsident der Concordia, Leopold Lipschütz (1870–1939), führte sie zum Erfolg. Nach seiner Emigration beging Lipschütz gemeinsam mit seiner Frau Selbstmord.

Zwischenkriegszeit

In der Zwischenkriegszeit wurden zahlreiche Boulevardblätter gegründet: *Die Stunde*, ein reißerisches, gleichzeitig liberales und anti-nationalistisches Blatt von Imre Békeffy (1887–1951) oder *Bettauers Wochenschrift*, herausgegeben vom Autor des Romans *Die Stadt ohne Juden*, Hugo Bettauer (1872–1925), der in seiner Redaktion von einem Nationalsozialisten erschossen wurde.

Von den mindestens 900 jüdischen Journalistinnen und Journalisten, die von den Nationalsozialisten vertrieben wurden, kehrten etwa hundert wieder in ihre Heimat zurück. Heute verfügt die jüdische Gemeinde über eine Vielzahl von Zeitschriften. Von *David* über *Die Gemeinde* und die *Illustrierte Neue Welt* bis zu *Wina* oder eben *NU* kann man sich jüdischen Themen aus verschiedenster Perspektive annähern.

Poetische Propaganda



© AUSTRIAN ARCHIVES / BRANDSTÄTTER IMAGES / PICTUREDESK.COM

Theodor Herzl im Herbst 1898 an Deck der „Imperator Nikolaus II.“ mit (von li. nach re.) Max Bodenheimer, Moritz Schnirer und David Wolffsohn. Im Heiligen Land, so hoffte er, könnte ein Staat der Juden entstehen.

Theodor Herzl (1860–1904), Begründer des politischen Zionismus, war ein emsiger Schreiber. Der Korrespondent nannte seine journalistische Tätigkeit lapidar „Tagesgeschichtsschreibung“.

VON GABRIELE FLOSSMANN

Über den Vielschreiber Theodor Herzl wird bis heute viel geschrieben. Zum Beispiel von Derek Penslar in dessen aktueller Biografie *Theodor Herzl: Staatsmann ohne Staat*, in der der Historiker und Professor für Jüdische Geschichte in Harvard herauszufinden versucht, worin Herzls Charisma bestand – und wie es ihm gelang, andere für seine Ideen zu be-

geistern. Mit neuen Fakten über eine der einflussreichsten politischen Figuren des 19. Jahrhunderts kann zwar auch Penslar nicht aufwarten, aber dafür mit neuen Deutungen sowie einer Evaluierung von Herzls Bedeutung als Journalist.

Unter anderem widerlegt Penslar die vorherrschende Meinung, dass die Dreyfus-Affäre, die Herzl als Korrespondent der *Neuen Freien Presse* in Paris miterlebte, das „Erweckungserlebnis“ für seine zionistischen Ideen war, wiewohl Herzl selbst sie im Nachhinein dazu stilisiert hatte: Der öffentliche Umgang mit Alfred Dreyfus habe ihn, so Herzl, „zum Zionisten gemacht“. Penslar verortet die Entstehung von Herzls zionistischen Visionen hingegen in einem privaten Seelentief 1895, das in seiner unglücklichen Ehe begründet war. Als Journalist der *Neuen Freien Presse* – zunächst als Paris-

Korrespondent, später als Feuilletonchef – war der Sohn aus assimiliertem jüdischem Elternhaus zweifelsohne ein Star. Trotzdem haderte er mit diesem Schicksal. Denn eigentlich wollte Herzl Schriftsteller werden. Über den Umweg des Journalismus erhoffte er sich den Aufstieg in die großbürgerliche Elite und die Anerkennung von Nichtjuden.

Wunsch nach Akzeptanz

Womit sich im Zusammenhang mit Herzl eine auch für die heutige Zeit sehr wesentliche Frage stellt: Dürfen Journalisten, die von ihrem Berufsethos her neutral und unabhängig sein sollen, um die Akzeptanz gewisser gesellschaftlicher Klassen buhlen, ohne Gefahr zu laufen, letztlich Propaganda für die Reichen und Mächtigen zu machen? Dürfen sie sich neben ihrer journalistischen Tätigkeit auch par-

teipolitisch engagieren oder gar eine Partei, eine Ideologie, eine Bewegung begründen?

Interessant ist diese auch heute überaus aktuelle Frage unter dem Aspekt, dass Theodor Herzl seit dem Sommersemester 2000 Namenspatron einer „Dozentur für Poetik des Journalismus“ an der Universität Wien ist. In diesem Lehrgang referieren nationale und internationale Gastlektoren u.a. über kritische Distanz gegenüber Machthabern und Regierungen als Richtlinie einer modernen, fairen Berichterstattung. Dass Journalismus und Poetik einander nicht ausschließen, zeigt ein Blick in die Literaturgeschichte, neben Theodor Herzl waren zahlreiche prominente Dichturfürsten und Schriftsteller wie etwa Joseph Roth, Kurt Tucholsky, Egon Friedell oder Karl Kraus auch journalistisch tätig. Und angeblich hat Herzl, nachdem Stefan Zweig ihm sein neuestes Werk zu lesen gab, dafür den Titel *Die Welt von Gestern* erfunden.

Irrglaube der Massen

In Zeiten von Twitter, Blogs sowie Hass- und Weltverschwörungspostings scheint allerdings der Tagesberichterstattung jegliche Poetik abhandengekommen sein. Vielleicht hatte Theodor Herzl ja die SMS-Chats heutiger Politiker vorausgesehen, als er schrieb: „Die Demokratie ist maßlos in der Anerkennung und in der Verurteilung, führt zu Parlamentsgeschwätz und zur hässlichen Kategorie der Berufspolitiker. Die Massen sind noch

ärger als die Parlamente jedem Irrglauben unterworfen, jedem kräftigen Schreier zugeneigt.“

Herzl selbst nannte seine journalistische Tätigkeit lapidar „Tagesgeschichtsschreibung“, bis den Paris-Korrespondenten der *Neuen Freien Presse* 1894 ein aufsehenerregender Spionagefall aufrüttelte: Der jüdische Hauptmann Alfred Dreyfus wurde fälschlicherweise beschuldigt, „Verrat am Vaterland“ begangen zu haben; man bezichtigte ihn, er habe Dokumente des französischen Generalstabs an einen deutschen Militärattaché verkauft. Er wurde Ende 1894 zur lebenslänglichen Deportation verurteilt, alle militärischen Ehren wurden ihm aberkannt. Auch nach seiner Rückkehr nach Wien beobachtete Herzl, mittlerweile Feuilletonchef der *Neuen Freien Presse*, weiterhin den sich fünf Jahre hinziehenden Dreyfus-Prozess. Die heftigen Ausschreitungen nach der Urteilsverkündung entsetzten ihn. Wohin entwickelte sich Europa, wenn schon in Paris, der Hauptstadt der Menschen- und Bürgerrechte, der Mob durch die Straßen zog und „Tod den Juden“ schrie?

Zwischen 1887 und 1904 verfasste Herzl rund 280 Artikel, Essays und Kommentare, anfangs auch für die *Wiener Allgemeine Zeitung*, ab 1889 ausschließlich für die *Neue Freie Presse*. Er war berühmt für seinen pointierten Witz, den Spannungsaufbau seiner Geschichten und seine akribischen Recherchen. Als Herzl 1896 sein Buch *Der Judenstaat* ver-

öffentlichte, konnte er damit – noch – kein besonderes Aufsehen erregen. Der berühmte Feuilletonist, der lange in der Assimilierung das Gegenmittel zum Antisemitismus sah und für Massentaufen durch den Papst plädierte, wurde noch nicht als politischer Kopf ernst genommen. Man hielt ihn bestenfalls für einen Fantasten, schlimmstenfalls für einen Hochstapler. Ihm schwebte eine „aristokratische Republik“ vor, in der jeder Bürger „seine Sprache, welche die liebe Heimat seiner Gedanken ist“, behalten sollte, denn „wer von uns weiß genug Hebräisch, um in dieser Sprache ein Bahnbillet zu verlangen?“ Der Judenstaat sollte „auf keinen Fall am Ende eine Theokratie“ werden, denn: „Der Glaube hält uns zusammen, die Wissenschaft macht uns frei.“

Herzl selbst beabsichtigte zunächst übrigens gar nicht, jene Notizen zu veröffentlichen, die er in Paris in fieberhafter Stimmung und unter dem Eindruck von Richard Wagners Opern, besonders des *Tannhäuser*, zu Papier gebracht hatte. In der Hoffnung auf Geld und Unterstützung für seine zionistischen Ideen wollte er sie als Referat bei einem Familientreffen der Rothschilds vortragen. Doch die dachten gar nicht daran, den Wiener Journalisten zu empfangen. Aus der Rede wurde nichts, und Herzl schrieb in sein Tagebuch: „Ich glaube, für mich hat das Leben aufgehört und die Weltgeschichte begonnen.“

Theodor Herzl

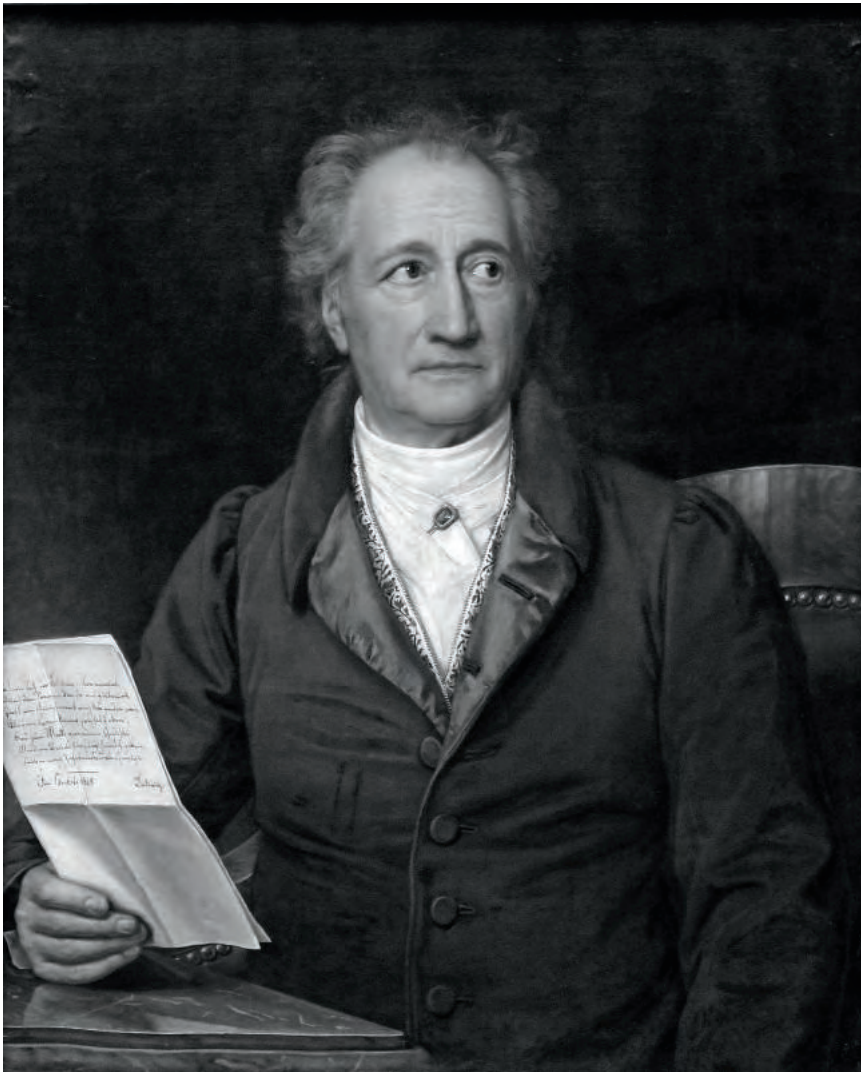
Geboren 1860 in eine Familie assimilierter Juden im ungarischen Pest, war Theodor Herzl ein ehrgeiziger Bürgersohn des Fin de Siècle. Nationalist, egozentrisch, humorbegabt, romantisch, aber auch melancholisch und depressiv. Seit dem 19. Lebensjahr lebte er in Wien, fühlte sich stolz als „deutscher Schriftsteller“ und wollte sich als solcher einen unsterblichen Namen machen. Das Judentum per se interessierte ihn kaum. Er trat auf

wie ein Dandy, legte größten Wert auf seine Kleidung, sah gut aus: hochgewachsen, mit ausdrucksvollen braunen Augen. Früh ließ er sich einen Bart stehen, um älter zu wirken. Frauen fühlten sich von ihm angezogen, aber er blieb einsam, galt als arrogant und hatte kaum Freunde. Während seines Jusstudiums trat er einer deutschnationalen Burschenschaft bei, nahm Fechtunterricht, schlug auch einmal eine Mensur. Er heiratete ein reiches Mädchen und hätte sein Leben wohl als ein angesehener, mittelmäßiger Autor beendet, wenn er nicht mit einer

unerklärlichen Erscheinung in Berührung gekommen wäre, die ihren Namen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erhalten hatte: dem Antisemitismus. Natürlich hatte Herzl schon in seinen Jugendjahren in Budapest antisemitische Anfeindungen erlebt, später auch Wien. Doch er nahm das lange nicht ernst, weil er darin nur das Tun des Pöbels sah, von dem er sich ohnehin fernhalten wollte. Das Ereignis, das seinem Leben die Wende gab, war der Dreyfus-Prozess, den er 1894 als Pariser Korrespondent der Wiener Zeitung *Neue Freie Presse* miterlebte.

Fack ju Göhte

© CREATIVE COMMONS



Hatte lieber Briefe in der Hand: „Seit ich die Zeitungen nicht mehr lese, bin ich viel freieren Geistes“, notierte Johann Wolfgang von Goethe (Ölgemälde von Joseph Karl Stieler, 1828).

Das gedruckte Wort in Zeiten virtueller Überforderung. Eine Polemik

VON ANDREA SCHURIAN

Ich gehöre einer vermutlich aussterbenden Spezies Mensch an: Ich habe keinen Facebook- oder Instagram-Account. Das Daumen-rauf-Daumen-runter-Bewertungssystem finde ich albern, Snapchats und Tiktok – so ich deren Sinn richtig verstanden habe – ebenso und Twittern nicht erst seit Donald Trump einen die Psychohygiene gefährdenden Sprechdurchfall. Ich lese Literatur in Buchform. E-Books? Um es mit Melvilles Bartleby

zu sagen: „Ich möchte lieber nicht.“ Einerseits.

Andererseits: Während des Schreibens immer wieder (und nicht nur zu Recherchezwecken) im Internet gesurft, in Online-Zeitungen zwischen-gestoppt, Nachdenkpausen mit weiterführenden Links sowie dem Checken von Emails und Whatsapp-Nachrichten gefüllt. Nur keine digitale Stille aufkommen lassen. Nennt sich euphemistisch digitales Stimulans; besser trifft es „digital distraction“, digitale Ablenkung, genauer: digitale Zerfahrenheit.

„Nirgendwo ist der, der überall ist“, schrieb der römische Dichter und Philosoph Seneca in seinen *Epistolae morales*. Als eine amerikanische Highschool vor etwa 15 Jahren ihre Biblio-

thek auflöste und stattdessen Computer für die Schüler installierte, schien dies maximal extravagant: Lehrer als Surflehrer für angehende fachgerechte, zielorientierte User? Kein Zukunftsmodell. Werch ein Illtum! (Wüssten die Kinder, von wem dies stammt? Natürlich nicht, weil: Ernst-Jandl-Gedichte? Kein Stoff für die Schule.) Angeblich sind Emojis die am schnellsten wachsende Sprache weltweit, weshalb ein Londoner Übersetzungsbüro zwecks richtiger Deutung der Zeichen bereits einen „Emoji-Übersetzer“ sucht.

Also, wenn schon nicht Seneca, wie wäre es mit der etwas holprigen, aber nicht weniger zutreffenden Volksweisheit, man könne nicht mit einem Hintern auf zwei Kirtagen tanzen?

Offenbar widerlegt. Heute ist Multitasking angesagt. Ich beobachte meine Kinder und ihre Freunde, junge Erwachsene also, „digital natives“, die schauen Netflix, treffen gleichzeitig via Facebook Verabredungen für später, folgen Links zu Youtube-Clips, googeln, surfen gechillt auf dem Datahighway dahin und, wunderbar, entdecken dabei junge Schriftsteller, die nur im Netz publizieren. Vielleicht liegt sogar ein Buch aufgeschlagen daneben. Anfang – oder Ende – vom Lesen?

Welt-Wirklichkeiten

Goethe, fasziniert und erschreckt gleichermaßen von den Möglichkeiten des damals neuen Mediums Zeitung, verschnürte mitunter die Ausgaben ungeöffnet, um der Versuchung zu widerstehen, sie auch zu lesen. Die täglich neuen Welt-Wirklichkeiten sollten ihn nicht vom Nachdenken und Schreiben ablenken. „Seit ich die Zeitungen nicht mehr lese, bin ich viel freieren Geistes“, notierte er. Faust statt Facebook. Fack ju, Göhte!

Nutzen ist das neue Lesen. Klug ist nicht der Mensch, smart ist sein handliches Gerät, das die virtuelle Welt allzeit auf Abruf bereithält. Demokratisierung von und freier Zugang zu Wissen: keine Frage, gute Sache. (Journalistische) Recherche ohne Internet? Kaum, nein: gar nicht mehr vorstellbar. Doch der Informatiker Jaron Lanier, Pionier in der Erforschung der virtuellen Realität, dessen VPL Research beispielsweise den ersten kommerziellen Datenhandschuh entwickelte, spricht mittlerweile von „digitalem Mob“, den freien Wissenszugang nennt er eine „halluzinatorische Freiheit“ und die sogenannte „Schwarmintelligenz“ bezeichnet er als „digitalen Maoismus“, als Ausbeutung der Kreativen: „Ich bin unter anderem zu dem ziemlich verstörenden Schluss gekommen, dass

das Fantasiebild von den Musikern, Journalisten, Geistesarbeitern, die zwar durch Filesharing und soziale Netzwerke ökonomisch in Bedrängnis gerieten, aber so auch neue Geldquellen aufspürten, falsch ist“, sagte er in einem FAZ-Interview (das ich, ja, im Internet gefunden habe). Wenn alle Texte, Musiken, alle Möglichkeiten der Kulturproduktion gratis im Netz abrufbar sind: wie, ganz banal gefragt, wie schaut es mit der sowieso schon prekären Lage der Kunst- und Kulturschaffenden in Zukunft aus?

„Masochismus“ statt „Maoismus“ träfe es daher auch ganz gut: Mit Anlauf schaffen wir sogenannten Geistesarbeiter uns in der durchmedialisierten, postfaktischen, von „alternative facts“ geprägten schönen, gar nicht mehr so neuen Medienwelt selber ab. Vom Geistes- zum Geisterarbeiter, sozusagen.

Längst sind nicht (nur) Qualität, Expertise, Seriosität, individuelle Autorenschaft Maßeinheiten für die inhaltliche und finanzielle Ausrichtung von Zeitungen und Medienhäusern, sondern möglichst viele Zugriffe auf die online gratis angebotenen Inhalte, Visits, Verweildauer, unter Pseudonymen abgegebene Postings von mitunter haarsträubender Boshaftigkeit der Nutzer. Je mehr, umso besser. Statt Inhalt zählt Content. Am besten ein von Usern generierter Gratis-Content, denn der sorgt in einer nach Informationsschnitzelwerk gierenden Community für mehr „traffic“ als ein sorgsam recherchierter, einordnender Artikel eines mit der Materie befassten Journalisten.

Das globale Dorf ist von Doxosophen bevölkert, Meinungsträgern also, die Platon einst als wohl kenntnisreich, nicht aber als einsichtsreich bezeichnete: „Der Text-Leser glaubt nur zu wissen, das heißt, er meint.“ In

der im *Phaidros* geäußerten Schriftkritik fürchtete er, das geschriebene Wort würde nicht Wissen vermehren, „... da die Leute im Vertrauen auf das Schriftstück von außen sich werden erinnern lassen durch fremde Zeichen, nicht von innen heraus durch Selbstbesinnen. Also nicht ein Mittel zur Kräftigung, sondern zur Stützung des Gedächtnisses hast du gefunden. Und von Weisheit gibst du deinen Lehrlingen einen Schein, nicht die Wahrheit: Wenn sie vieles gehört haben ohne Belehrung, werden sie auch viel zu verstehen sich einbilden, da sie doch größtenteils nichts verstehen und schwer zu ertragen sind im Umgang, zu Dünkelweisen geworden und nicht zu Weisen.“

Meinungsreservoir

Pierre Bourdieu nahm Platons Begriff wieder auf und nannte Doxosophen „die Scheingelehrten der Meinungen, oder der Scheinbarkeiten“. Hauptsache mitreden können, unbekümmert von Blog zu Blog hüpfend wohlfeiles Meinungsreservoir anlegen: Ja, klingt furchtbar kulturpessimistisch. Und empörend konservativ.

Dabei ist der Begriff „Laborratten“ noch gar nicht gefallen, den der Technologiekritiker Nicholas Carr für Menschen geprägt hat, die sich im Netz der immer weiterführenden Links verheddern.

Lesen? Verinnerlichen? Zusammenhänge reflektieren? Verweilen? Konzentrieren?

„Wenn wir ständig durch Computer und Mobiltelefone abgelenkt und unterbrochen werden, strömen Informationen durch unser Kurzzeitgedächtnis, ohne je in unserem Langzeitgedächtnis verfestigt zu werden. Unser Gehirn ist nicht in der Lage, die starken neuronalen Verbindungen herzustellen, die unserem Denken erst

„Dabei ist der Begriff ‚Laborratten‘ noch gar nicht gefallen, den der Technologiekritiker Nicholas Carr für Menschen geprägt hat, die sich im Netz der immer weiterführenden Links verheddern.“



Abgefahrener Lesezug? Das Graffiti mit dem Hinweis auf die populäre Filmreihe wurde im Bahnbetriebswerk Augsburg gesichtet.

Tiefe und Klarheit verschaffen. Unsere Gedanken werden zusammenhangslos, unser Erinnern flach", beschrieb Carr in seinem Buch *Wer bin ich, wenn ich online bin – und was macht mein Hirn solange?* ein verändertes, sprunghafter gewordenes Leseverhalten, das er auch an sich selbst festgestellt habe. Das Gehirn passe sich daran an und verändere sogar seine zelluläre Struktur: „Aktuelle Studienergebnisse deuten darauf hin, dass Menschen, die mit Links gespickte Texte lesen, weniger verstehen als diejenigen, die gedruckte Wörter auf einer Papierseite lesen. Menschen, die ständig von E-Mails, Terminhinweisen oder anderen Nachrichten abgelenkt werden, verstehen weniger als die, die sich ohne Unterbrechung konzentrieren können.“

Nicht erst seit dem tragischen Suizid der oberösterreichischen Ärztin Lisa-Maria Kellermayr sollten alle Alarmglocken schrillen angesichts der gehässigen, gemeingefährlichen, antisemitischen Hasspostings, die von dummen, unbelesenen, vorurteilsbeladenen, anonymen Trollen auf den sozialen Netzwerken verbreitet werden. Nicht zuletzt deshalb hat die Online-Ausgabe von *NU* keine Kommentarfunktion. Der deutsche Schriftsteller Thomas Hettche, der für seinen

Roman *Die Pfaueninsel* mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels ausgezeichnet wurde, handelte sich in Online-Foren schnell das Prädikat „reaktionär“ ein, weil er in einem Essay für die *FAZ* nachdachte, was passiert, „Wenn Literatur sich im Netz verfängt“. Dass er 1999 mit *NULL* eine der ersten, vielleicht die erste Internet-Literaturzeitung ins Leben rief und damit, wie die Zeitschrift *Focus* schrieb, ein „Mammutprojekt der Netzliteratur“ initiierte: vergessen! Was hatte er in der *FAZ* geschrieben?

„Literatur hat mit der Schönheit zu tun, die Sprache nur dann entfaltet, wenn man sorgfältig oder leidenschaftlich oder wütend oder begeistert, auf jeden Fall aber gänzlich sich ihr anheimgibt, als Autor wie als Leser. Dem aber ist die Zerstreuung der Aufmerksamkeit auf viele Kanäle nicht dienlich. Unsere literarische Kultur droht zu verschwinden. Die Auseinandersetzung mit dem Werk zwischen zwei Buchdeckeln wird ersetzt durch eine Literaturteilhabe, die von Event und Dauergeplauder geprägt ist.“

Erschienen ist dieser Artikel im April 2010. Die Debatte hat sich – scheint's, nicht maßgeblich verändert – abgesehen davon, dass noch mehr Kanäle und Ablenkungen und Mög-

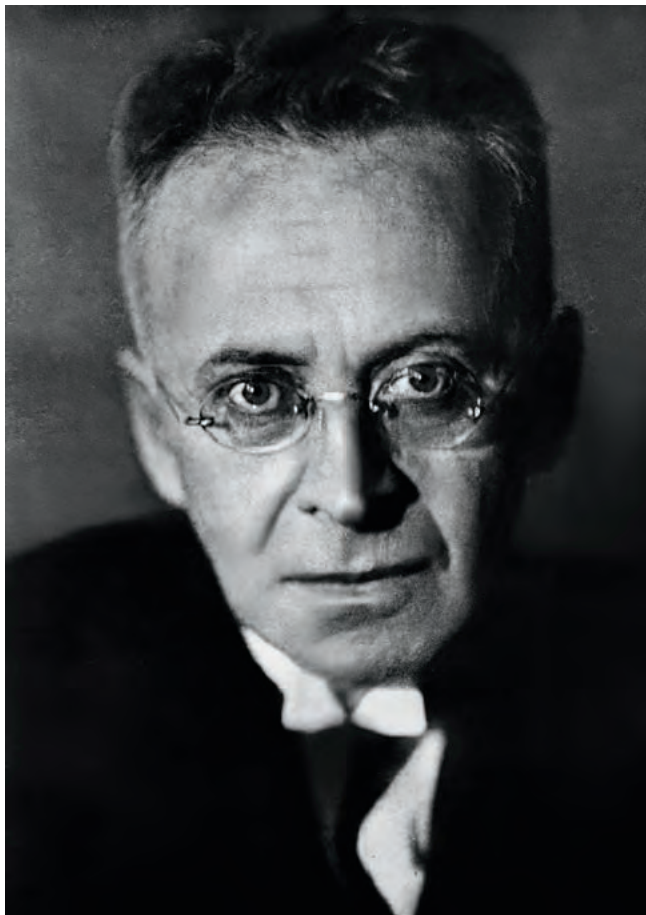
lichkeiten dazu gekommen sind. Use it! Zwischere, Autor! Suche den Kontakt zu deinen Lesern, setze dich aus, kommuniziere, interagiere!

Offenbar bin ich hoffnungslos von vorgestern. Aber apropos vorgestern: Weder ist das Theater durch das Kino verdrängt worden, noch das Kino durch das Fernsehen. Und natürlich kann Internet unendlich vieles, auch Literatur (wenngleich mitunter nur in Form langer, ungestalter Wortwürste statt schön gestalteter Seiten).

Wie schreibt Hettche noch: „Die aktuelle Debatte reduziert nicht nur das Buch auf ein begrenztes Behältnis, das verzichtbar geworden ist, sie ist auch blind gegenüber der Komplexität des ‚Gesamtsystems Literatur‘. ... Wenn die Debatte nicht länger ideologisch geführt werden soll, gehört zur Begeisterung für das, was wir an Möglichkeiten im Netz gewinnen, die Anerkennung dessen, was wir verlieren, wenn mit dem Geschäftsmodell Buch auch die Literatur als Ort verschwindet, an dem ein Schriftsteller und ein Leser sich nicht bloggend und twitternd treffen, sondern tatsächlich und unüberwachbar in der Imagination. Und allzu viele utopische Räume hat diese Welt nicht zu bieten.“

Priesterstimme und Stegreifredner

© WIKIMEDIA COMMONS



Grundlegend außerstande zu Jux und verantwortungsloser Tollerei: Karl Kraus sah sich im Kampf gegen die Verwahrlosung der deutschen Sprache.

© MAX FENCHEL/WIKIMEDIA COMMONS



Lieber in Berlin unter Wienern, statt in Wien unter Kremsern: Anton Kuh sah sich im Kampf gegen die Verwertungsgesetze der Welt.

Karl Kraus und Anton Kuh – weil es zweier jüdischer Genies in Wien bedurft hat, um den Journalismus zu überwinden.

VON RONALD POHL

Die Behauptung, die beiden Genies Karl Kraus und Anton Kuh hätten den Journalismus gemeinsam zur Vollen-
dung gebracht – und zwar in paralle-
ler, strikt voneinander geschiedener
Anstrengung –, wäre um den Preis
einer einzigen Einschränkung auf-
rechtzuerhalten. Der eine, Karl Kraus
(1874–1936), bezog die eigene Sprach-
arbeit sein Leben lang auf die Offen-
legung eines gleichsam teuflischen
Mechanismus: der, indem er die aller-
niedrigsten Antriebe des Menschen
bestätigt, höchste Druckauflagen er-
zielt. Ohne dabei mit der Wimper zu
zucken, auch wenn aus dem Auge
des Leitartiklers die eine oder andere
Krokodilsträne fließt. Was *Die Neue*

Freie Presse damals, in den Jahren
rund um den Ersten Weltkrieg, nicht
alles, um des schnöden Erlöses willen,
abgedruckt hat! Es hätte, schon aus
allgemein hygienischen Erwägungen,
jeweils der Erlösung bedurft. Und weil
Karl Kraus alles Wesentliche, was Mo-
ral ausmacht, in der Sprache aufge-
hoben wähnte, konnte er alle Übel in
der Welt mit der verfehlten Setzung
eines Beistrichs – wie entlegen sein
Vorkommen immerhin gewesen sein
mag – in eins setzen.

Den Feuilletonisten bestritt Karl
Kraus das Recht, von der Schönheit
der Welt einen – in der Nachfolge Hei-
nes – liederlichen oder offenherzigen
Gebrauch zu machen. Er stellte das

Ansinnen unter Strafe, der Sprache das Mieder mit vor Erregung zitternden Fingern zu lockern, man denke an seinen Aufsatz über *Heine und die Folgen* (1911).

Kraus sah sich grundlegend außerstande zu Jux und verantwortungsloser Tollerei. Wogende Sprachfülle mochte er sich nicht anders vorstellen denn als keusch gebändigte. Wehe demjenigen, den trotzdem – aufgrund eines ganz anders gearteten, leichtfertigen Temperaments – der Hafer stach. Kraus' geradezu frenetische Angriffe auf den – ebenfalls jüdischen – Feuilleton-Pointilisten Alfred Kerr (*Ecco!*) und Herausgeber der Wochenzeitschrift *Pan* verraten noch 112 Jahre nach der *Pan*-Affäre (www.projekt-gutenberg.org/kraus/grimasse/chap015.html) eine Gereiztheit, die den dümmsten Witz, den jemand anderer gerissen hat, auf Kosten der Allgemeinheit gemacht glaubt.

Unbedenklicheres Gemüt

Von Kraus' Zeitgenossen Anton Kuh (1890–1941) ist dagegen überliefert, dass er ein duldsameres, witzigeres, vielleicht auch ganz einfach unbedenklicheres Gemüt besessen hätte. Mit ihm und durch ihn, der später in Berlin die dortigen Zeitungsleser mit den schonungslosesten Ansichten von Wien versorgte, erhob sich das Gebrauchsliteratentum endgültig über die schnöden Ansprüche, die die Journalistik an biedere Lohnknechte stellt.

Die Physiognomie der Zeit zu bannen, indem man auch ihren minder schönen Exponenten liebend ins entstellte Antlitz blickt: Aus dieser seiner hervorstechenden Eigenschaft machte Kuh zwar einen Beruf, zeigte sich dabei aber wiederholt, gewissermaßen notorisch, unfähig, damit seinen Unterhalt standesgemäß zu bestreiten.

Die geschworene Gegnerschaft aber, die Kuh mit Kraus vereinte, besitzt einen Zug ins schlechthin Analytische. Was die beiden aneinander nicht gelten lassen wollten, gehört bezeichnenderweise zu den Eigenschaften und Merkmalen, die die Mehrheitsgesellschaft an den Juden seit jeher tadeln zu müssen glaubte.

Doch warum es leugnen: Dergleichen „Projektionismus“ bringt den heutigen Leser – der womöglich bei-

den Autoren seine Höchstachtung weder versagen kann noch möchte – in die allergrößte Verlegenheit.

Antisemitische Karikatur

Wer heute Anton Kuhs Stegreifrede „Der Affe Zarathustras“ wiederliest – gehalten 1925 im Wiener Konzerthaus, vom Autor ersonnen, um den Gefolgschaftskult rund um Kraus mit einer improvisierten Schmährede der Lächerlichkeit preiszugeben –, der wird, um manche gewichtige Einsicht bereichert, ein rumorendes Bauchweh nicht in Abrede stellen. Kuhs Skizze eines gleichsam von Natur aus unfrohen Menschenschlags, von ihm „der Intelligenzplebejer“ genannt, trägt, nicht nur mit Blick auf Kraus, Züge der übelwollenden antisemitischen Karikatur.

Dabei ist es grotesk genug: Was Kuh an Kraus' Wirken meint aufspießen zu müssen, ist ausgerechnet dessen „mit unangenehmen Familienkomplexen beschwert Wesen“. Jemand wie Kraus vereine, so Kuh, alle Eigenschaften der Unfreiheit in sich. Er verkörpere den Gemeinschaftssinn des Stubenhockers, der „einen Tate, eine Mamme und sechs Brüder hat, jedes erdrückt und aufgefressen von den solidarischen Egoismen der Stube.“ Ans „Kreuz der Mischpoche geschmiedet“, nimmt so jemand die Welt nicht etwa als Herrlichkeit in sich auf. Er bezieht aus Selbst- und Weltentwertung sein bisschen schale Genugtuung – und lässt alle anderen seine Mieselsucht umso lebhafter entgelten.

Luftstreiche

Kuhs Polemik – sie ist ihrer Entstehungszeit recht unvorteilhaft verhaftet geblieben – wird man dann am ehesten gerecht, wenn man ihren Beweisfuror gleichsam in dessen Gegenteil verkehrt. Es sind überragende jüdische Erscheinungen, die mit Macht ins Bühnenlicht drängen: Karl Kraus unterhielt nicht nur das Feuer seiner Fackel, er wurde zum Vortragskünstler. In ihm war, über mannigfache Prozesse der Vergeistigung hinweg, jenes Burgtheater-Deutsch enthalten, von dessen synthetischer Künstlichkeit Hermann Broch in seinem Epochenabriss *Hofmannsthal und seine Zeit* (1948) voller Schaudern schwärmen sollte. Als Rezitator vertraute Kraus

nicht nur Johann Nestroys Gedanken. Er empfahl das Gedeihen seiner Spracharbeit der eigenen, im Augenblick der Artikulation umso überzeugender hervortretenden Geistesgegenwart. Mit nicht geringem Staunen vermerkt man heute, wie sattsam, wie mit derselben Stimmgabel kalibriert, Kraus' Priesterstimme der volltönenden des Burgtheater-Stars Alexander Moissi aufs Haar gleicht.

Umgekehrt kam Anton Kuh erst auf der Bühne des Stegreifredners ganz zu sich. Mit nichts als einem Cognac-Glas bewaffnet, führte er auf Bretterbühnen in Wien und Berlin spontane Luftstreiche gegen eine Welt, die ihm allein schon deshalb ihre volle Anerkennung vorenthielt, weil Kuh sich gegenüber ihren Verwertungsgesetzen lediglich gleichgültig verhielt. Der Drang auf die Bühne aber, der beiden eigen war, verriet die stärkste aller Abneigungen: diejenige gegen die Stickluft, die in den Redaktionsstuben herrscht. In denen wiederum die Wahrheit gewerbsmäßig entstellt wird, um ihre Fratze den Zeitungsabonnenten umso leichter andienen zu können.

Aus Anlass einer Bühnenbearbeitung begegneten die beiden einander wieder; 1931 hatte ein von Kuh bearbeiteter *Lumpacivagabundus* an der Berliner Volksbühne Premiere.

Zauberposse

Unter den Verrissen, die sich über die offenbar stark „entwienerte“ Zauberposse Johann Nestroys im neusachlichen Spree-Milieu herzhafte mokierte, war auch der Artikel eines gewissen Rolf Nürnberg im lokalen *12 Uhr Blatt*. Kuh meinte, hinter den Wiener Anspielungen, die stupende, in Berlin unmöglich zu erwerbende Kenntnisse verrieten, eine ganz bestimmte Feder ausgemacht zu haben: diejenige von Karl Kraus. Die Höchststrafe für den anonym gebliebenen Polemiker: Er musste, um die Unterschrift „Rolf Nürnberg“ glaubhaft erscheinen zu lassen, über seinen Schatten springen – und in absichtlich schlechtem Deutsch sein Verdikt über Kuh schreiben.

Heft in der Hand

© MENAHEM KAHANA/AFP/PICTURESK.COM



Ausweichmanöver mit unbekanntem Ausgang: Benjamin Netanjahu im Vorfeld der Parlamentswahlen während eines Interviews im März 2021.

Israelische Politikerinnen und Politiker sind nicht weniger ausweichfreudig als österreichische. Doch das israelischen Fernsehen lässt ihnen weniger Spielraum für Ausflüchte. Politik und Medienbranche sind hier kommunizierende Gefäße.

VON MARIA STERKL (ISRAEL)

Manche finden Politikerinterviews mühsam. Besonders dann, wenn sie live gesendet werden und die Antworten eher einem Geratter an Stehsätzen ähneln als einer verständlichen Reaktion auf das Gefragte. Erfahrene Politiker sind geschult darin, auszuweichen, um mehr Platz für ihre eigenen Positionen zu haben. Sendezeit ist knapp, also empfiehlt sich, sie nicht mit dem Beantworten unangenehmer Fragen zu verschwenden. Gute Interviewer versuchen, die Ausweichmanöver in Grenzen zu halten. Sollte es nach mehreren Nachfragen immer noch keine Antwort geben, dann helfen sie sich manchmal damit, den Eskapismus der Interviewten wenigstens offenzulegen: „Ich sehe, Sie wollen meine Frage nicht beantworten.“

Israelische Politiker sind nicht weniger ausweichfreudig als österreichi-

sche. Der Stil, in dem Live-Interviews geführt werden, ist aber ein ganz anderer. Man spricht Dinge direkter, unverschämter, frecher an. Das liegt zum einen daran, dass auch in der Alltagskommunikation weniger verblümt gesprochen wird. Anstatt „Entschuldigung, können Sie mir sagen, wie ich in die Trumpeldor-Straße komme“, heißt es: „Frage! Wo ist Trumpeldor?“

Die Kommunikation ist direkter, das bedeutet aber nicht, dass sich Politiker auch gerne direkt äußern. Sie haben es aber, zumindest im öffentlichen Rundfunk, in Israel oft deutlich schwerer, mit ihrem Themenslalom auf Kurs zu bleiben.

Ironischer Unterton

Ein Beispiel aus einem Interview mit einem früheren Minister aus Benjamin Netanjahus Likud-Partei, in ei-

„Journalisten und Politiker kennen einander gut – was nicht unbedingt bedeuten muss, dass man einander auch ausstehen kann.“

ner der beliebtesten Polit-Talkshows im Morgenfernsehen und -radio des öffentlichen Senders KAN, *Kalman & Liberman*. Der Politiker bekommt eine Frage gestellt, er beginnt, sie zu beantworten. Er lenkt nicht einmal von der Frage ab, drückt sich aber etwas umständlich aus. Noch bevor er sich warmgeredet hat, unterbricht ihn der Interviewer und sagt: „Antwort habe ich jetzt aber keine bekommen.“ – „Aber warum, ich habe doch eine Antwort gegeben“, verteidigt sich der Minister, worauf der Interviewer sagt: „Ja, aber keine, die mir gefällt.“ Das ist nicht Arroganz, sondern ein ständiger ironischer Unterton, der den Interviewern mehr Möglichkeiten gibt, das Heft in der Hand zu behalten – indem sie signalisieren, dass sie niemanden wirklich ernst nehmen, weder den Interviewer noch sich selbst.

Bei vielen Interviews wird zu Beginn erst einmal gefragt: „Hallo, wie gehts?“ Und wenn der Politiker oder die Politikerin mit „ausgezeichnet“ antwortet, kommt sofort die Nachfrage: „Wie ist das möglich, angesichts der aktuellen ...“ a) Koalitionskrise, b) parteiinternen Streitereien, c) schwierigen Verhandlungen oder c) sonstigen Herausforderungen. Und letztere gibt es in der israelischen Tagespolitik zur Genüge.

Keine Stehsätze bitte!

Wird in Österreich nach konkreten politischen Positionen gefragt, kommt oft die Antwort, man wolle „den Verhandlungen nicht vorgreifen“, oder man werde „alles tun, um sicherzustellen, dass ...“, wobei nur dieselben abstrakten Fernziele wiederholt werden, die man im selben Interview bereits dreimal gehört hat. In Israel sind diese Stehsätze weniger häufig zu hören, was auch daran liegen mag, dass die

Interviewten geschickter darin sind, Fragen mit Gegenfragen zu beantworten oder die Interviewer mit neuen, ebenfalls interessanten Aspekten zu vertrösten – am Ende hat man zwar keine Antwort bekommen, spannend war es trotzdem.

Dazu kommt, dass es in Israel meist kein Geheimnis ist, welche politische Position ein bestimmter Journalist, eine bestimmte Journalistin vertritt.

Das geht so weit, dass die Moderationen von Polit-Talkshows oft gezielt von einem Zweiergespann aus linkem und rechtem Journalisten besetzt werden. So kann man selbst bei faden Politikergesprächen sichergehen, dass immerhin die beiden Moderatoren miteinander hitzig diskutieren.

Den meisten Interviews haftet der Ton eines verbalen Schulterklopfens an. Gäbe es im Hebräischen eine gebräuchliche Sie-Form, hörte man sie in TV-Interviews wohl kaum. Interviewer und Interviewte kennen einander oft sehr gut, und das liegt hier weniger daran, dass Journalisten und Politiker einander spätabends zum Konsumieren legaler oder illegaler Genussmittel treffen, sondern eher daran, dass Politik und Medienbranche in Israel kommunizierende Gefäße sind.

„Hallo Minister Levin“

Dass Politiker und Politikerinnen ins Mediengeschäft wechseln und umgekehrt, ist hier keine Seltenheit, eher ist es der Regelfall. Premierminister Jair Lapid war bis zum Start seiner Politikerkarriere Zeitungsjournalist, Talkshow-Host und TV-Nachrichtenmoderator. Er tat es seinem Vater Tommy gleich, der ebenfalls von der Medienbranche in die Politik gewechselt war. Die aktuelle Verkehrsministerin und Chefin der Arbeiterpartei, Merav Michaeli, war lange Zeit Jour-

nalistin, bevor sie ins Parlament, die Knesset, wechselte. Selbiges gilt für Nitzan Horowitz, Gesundheitsminister und bis vor kurzem Chef der Linkspartei Meretz. In Netanjahus Likud-Partei waren allein vier der Kandidaten für die letzten Vorwahlen im Sommer bis kurz vor ihrer Kandidatur politische Kommentatoren in den Studios der TV-Kanäle 12 und 13.

Journalisten und Politiker kennen einander gut – was nicht unbedingt bedeuten muss, dass man einander auch ausstehen kann. „Hallo Minister Levin“, so begrüßte Talkshow-Moderatorin Shelly Jakimovich, eine langjährige Journalistin, dann Politikerin und Chefin der Arbeiterpartei, dann wieder Journalistin und nunmehr öffentliche Privatperson, ihren Interviewpartner Yariv Levin, einen loyalen Parteifreund des On-Off-Regierungschefs Benjamin Netanjahu. Das Interview fand kurz nach Jakimovichs Rückkehr in die Medienbranche statt, und nachdem sie Levin live auf Sendung begrüßt hatte, sagte sie: „Stell dir vor, vor kurzem saßen wir im Parlament noch nebeneinander.“ – „Ja“, antwortete der rechtskonservative Levin der linksfeministischen Jakimovich, „und ich wette, du vermisst mich nicht.“

Als die linke Umweltministerin Tamar Zandberg bekannt gab, bei der Wahl im November nicht mehr antreten zu wollen, luden Kalman und Liberman sie in die Sendung ein. Doch als Zandberg live dazugeschaltet wurde, hörte man vor allem ein weinendes Kleinkind, und im Hintergrund die Stimme der Politikerin. Nur einen kleinen Moment, bat Zandberg, dann sei sie bereit fürs Interview. „Weißt du was“, antwortete Interviewer Liberman, „nimm dir ruhig länger Zeit. Wir machen einfach zwei Minuten Werblock.“

**Prof. (FH) Mag.
Julius Dem, MBA**

Allg. beeideter und gerichtlich
zertifizierter Dolmetscher
für Hebräisch

wünscht allen Verwandten,
Freunden und Kunden
ein glückliches Neues Jahr

שנה טובה

RA Dr. Thomas Fried

1010 Wien, Gonzagagasse 11
Tel. 01/ 533 04 33
wünscht allen Freunden, Bekannten und
Klienten ein glückliches Neues Jahr

Jewish Welcome Service

wünscht allen Freunden und
Bekannten ein gutes Neues Jahr
www.jewish-welcome.at

שנה טובה

**LANSKY, GANZGER, GOETH,
FRANKL + Partner**

wünscht allen Klienten, Freunden und
Bekannten ein
glückliches neues Jahr!

שנה טובה

כתיבה וחתימה טובה

**Familien Richard und Martin
LANCZMANN sowie Firma E.T.C.**

wünscht allen Freunden,
Verwandten und Bekannten ein
glückliches Neues Jahr

Die MitarbeiterInnen des

**JÜDISCHEN MUSEUMS
DER STADT WIEN**

wünschen allen Freunden
und Bekannten
Schana Tova U'metuka

שנה טובה

Wir wünschen allen
Verwandten
und Freunden ein
glückliches, gesundes und
erfolgreiches Neues Jahr

**Danielle und Martin Engelberg
Sammy, Rachel, Debbie**

**ROMIT CONSULTING GmbH
1010, Fischerstiege 4-8/3/3**

wünscht allen Freunden
und Verwandten

שנה טובה

Roby, Vinnie, Nadja,
Alma und Leon
HERSCOVICI

**Oberrabbiner
Chaim Eisenberg**

wünscht allen Verwandten
und Freunden ein
glückliches Neues
Jahr und
Frieden für
die ganze Welt

שנה טובה

bmeia.gv.at

**Ein gutes
Neues Jahr**

Shana Tova u Metuka!

 Bundesministerium
Europäische und internationale
Angelegenheiten

Wir wünschen allen Mitgliedern jüdischer Gemeinden in
Österreich und allen Jüdinnen und Juden in der Welt ein
gutes Neues Jahr - Shana Tova u Metuka

שנה טובה ומתוקה

Ein gesundes und glückliches neues Jahr
wünscht allen Patienten und Freunden

Mag. Dr. med. univ. Alexander Tuschel
Oberarzt am Wirbelsäulenzentrum Wien-Speising
www.tuschel.at

Die NU-Redaktion wünscht
allen Leserinnen und Lesern
ein gesundes, friedliches
und glückliches neues Jahr!

**Schana Tova
U'metuka**

כתיבה וחתימה טובה

Generalsekretär für jüdische
Angelegenheiten der IKG

BENJAMIN NÄGELE

wünscht allen
Gemeindemitgliedern, Freunden
und Bekannten
ein gutes neues Jahr!

ISRAELITISCHE KULTUSGEMEINDE WIEN



**Familie UP. Dr. Peter
und Marguerite
Dunitz-Scheer**

wünscht ein süßes
Neues Jahr sowie
Chatimah towa!

**Das Team des
Green Peak Festivals**
wünscht ein frohes Neues Jahr!

GREEN PEAK
FESTIVAL

שנה טובה

Green Peak Festival am 22.09.

Dr. Martin Scharf und Familie

Facharzt für Gastroenterologie
1060 Wien, Rahlgasse 1
Wünschen allen Freunden und
Verwandten ein frohes Neues Jahr

שנה טובה

Frédéric-Gérard Kaczek AAC und Rita Jelinek sowie das Team des
Jüdischen Filmfestivals Wien wünschen allen Freunden ein gesundes Neues Jahr
und freuen sich, Sie wieder in unseren Kinos begrüßen zu dürfen.

Jüdisches Filmfestival 20. April - 04. Mai 2023 | www.jfw.at



Schana Tova
wünschen

**Marika Lichter
und
Paul Lichter**

Agentur GlanzLichter
Trattnerhof 2, 1010 Wien



Ambulatorium Helia

Betriebs-GmbH

Dr. Hava Bugajer-Gleitmann

Michael Bugajer

wünscht allen
PatientInnen und FreundInnen
alles Gute für das Neue Jahr

שנה טוב

Familien Dani und Ricky STEIN

wünscht allen Verwandten und Freunden
ein glückliches neues Jahr

שנה טובה

Bürgermeister

Klaus Schütz

wünscht im Namen der Marktgemeinde Kobersdorf
allen Jüdinnen und Juden ein glückliches Neues Jahr

שנה טובה

www.kobersdorf.at

כתיבה וחתימה טובה

Zu den Feiertagen die
besten Wünsche allen
Verwandten und Freunden
im In- und Ausland

Pierre Lopper und Familie

Rotenturmstraße 27/2a, 1010 Wien

Tel. 01/ 367 93 00

E-Mail: plopper@chello.at

Besonders charakteristisch

© RAWPIXEL/CC-0



Ein selten zu sehendes Motiv in der Berichterstattung über Israel. Wie wäre es zwischendurch mit einem Bericht über die wunderschöne Landschaft?

Warum wird in westlichen Medien eigentlich so viel über Israel berichtet? Zwei Kriterien sind für dieses große Interesse entscheidend.

VON ERIC FREY

Über kaum ein Land der Welt wird in internationalen Medien so viel berichtet wie über Israel; in wenig anderen Städten tummeln sich so viele Korrespondentinnen und Korrespondenten wie in Tel Aviv und Jerusalem – auch von österreichischen Medien, von denen viele auf Eigenberichte aus Israel nicht verzichten wollen.

Die USA generieren sicher noch mehr Artikel und TV-Beiträge, ebenso Großbritannien, Frankreich, Russland oder Italien. Aber das sind deutlich größere Staaten. Im Verhältnis zu seiner Einwohnerzahl ist Israel sicherlich das meistberichtete Land – und dies schon seit Jahrzehnten.

All jene, die einem Großteil der westlichen Medien und Journalisten eine antiisraelische oder sogar antisemitische Haltung unterstellen – wie

es etwa die österreichische Plattform *Mena-Watch* tut –, können das leicht erklären: Die intensive Berichterstattung über Israel diene dazu, den jüdischen Staat zu kritisieren, an den Pranger zu stellen oder gar – wie es in einer Definition von Antisemitismus heißt – zu dämonisieren.

Und tatsächlich kommen Meldungen über tödliche Angriffe auf Hamas-Stellungen im Gazastreifen oder die Erschießung von Palästinensern an Checkpoints in dieser Berichterstattung häufig vor. Aber nicht nur: Ebenso viel wird über die israelischen Opfer von Terror und Gewalt berichtet, über Regierungskrisen und Wahlkämpfe, von denen es zuletzt doch viele gab, über gesellschaftliche Trends, wirtschaftliche Erfolge oder wissenschaftliche Triumphe.

Dramatische Nähe

Dafür gibt es jedoch eine andere und viel bessere Erklärung, die mit den besonderen Charakteristiken des Staates zusammenhängt. Wenn in Redaktionen die Relevanz von Meldungen eingestuft wird, entscheiden zwei Kriterien: die Dramatik und die Nähe. Die Zahl der Toten geteilt durch Entfernung ist bei Unglücken oder Ge-

waltakten eine zumindest unbewusst eingesetzte Faustregel, wobei Entfernung nicht nur geografisch bestimmt ist, sondern auch politisch, wirtschaftlich, kulturell oder geschichtlich. Die USA liegen uns näher als Marokko, Japan näher als Kirgistan.

Kurz gesagt: Israel bietet besonders viel Dramatik und liegt sehr nahe. Die Geschichten, die dort entstehen, drehen sich um einen seit Jahrzehnten anhaltenden Konflikt mit starken geopolitischen Auswirkungen, um drei Weltreligionen und deren Bestrebungen, um Einwanderung und Flucht, um Nationalismus und religiösen Fanatismus, um eine tausende Jahre alte Geschichte und eine enge Verflechtung mit dem großen europäischen Trauma des 20. Jahrhunderts, dem Holocaust.

Und Israel ist noch viel näher, als es die Geografie suggeriert: gegründet von Menschen, die Europa verlassen mussten, mit einer Wirtschaft, Kultur und großen wissenschaftlichen Einrichtungen, die eng mit jener der EU verflochten sind. Dazu kommen zahlreiche persönliche und familiäre Verbindungen nach Europa und in die USA, Informationsreisen von Entscheidungsträgern, Urlaube und Pilgerfahrten. Israel gehört fast zur EU und wirkt gelegentlich wie der 51. Bundesstaat der USA.

Unwiderstehliche Kombination

Diese Kombination macht Geschichten aus und über Israel für Medien unwiderstehlich, erklärt mehr als alles andere die ständige intensive Berichterstattung. Israel ärgert manche, fasziniert viele und langweilt nie.

Wer dies als Problem oder sogar als Bedrohung sieht, sollte sich die Alternative überlegen: Würde Israel aus den Schlagzeilen verschwinden, würde man über das Land nur noch so viel berichten wie etwa über den Libanon – auch ein Land mit viel Dramatik, aber viel weniger Nähe –, dann wäre das ein schwerer Verlust für Israel sowie für Jüdinnen und Juden. Zugegeben: Man ist nicht gern unter ständiger Beobachtung, aber Desinteresse ist viel schlimmer.

Sechsbeiniges Kalb zum Frühstück

© RAWPIXEL/CCO-1.0



Ob man tatsächlich zur besseren Schlagzeile greift, hat man immer noch buchstäblich selbst in der Hand.

Wenn Sie diesen Artikel nur aufgrund seines Titels zu lesen beginnen, sind Sie schon reingefallen. Was können Schlagzeilen? Und sind Bad News tatsächlich immer Good News?

VON RONNI SINAI

Ich oute mich als Abonnent einer auf zartrosa Papier gedruckten, österreichischen Tageszeitung, deren Herausgeber diese seinerzeit für Menschen bewarb, die sich nicht nur Bilder ansehen, sondern auch Texte sinner-

fassend lesen können und wollen. Offensichtlich ein Anspruch, der nicht selbstverständlich zu sein scheint. Dies gilt umso mehr, seit es den Informationsoverkill der mittlerweile gar nicht mehr so neuen Medien gibt. Ich versuche nun Antworten zu finden auf die Frage, welche Headlines mich zum Weiterlesen eines Artikels bewegen. So nehme ich also die heutige Ausgabe dieser Zeitung zur Hand und unterziehe mich einem Test. Dazu muss bemerkt werden, dass nichts älter ist als die Zeitung von heute, denn die meisten Informationen, die sich darin befinden, sind bereits aus Internet und Fernsehen bekannt. Diese kann ich also überspringen, so es sich nicht um einen Kommentar handelt.

„Fast ein Urlaub wie damals“

Treffer! Ich lese weiter. Es wird berichtet, dass trotz steigender Corona-Zahlen, höherer Preise, Ungewissheit usw. Hotels und Ferienwohnungen im ganzen Land durchwegs gut gebucht sind. Mein Resümee: Das Bedürfnis nach Urlaub besiegt die vom selben Medium suggerierte Angst vor einer unsicheren Zukunft. 1:0 für die Resilienz – oder Ignoranz – der Menschheit? (Der Standard)

„Wetterbericht entscheidet mehr denn je“

Auch das interessiert mich. „Der Wetterbericht entscheidet mehr denn je, ob, wann und wohin in den Urlaub gefahren wird“, so eine Hotelbesitzerin.

Ja eh, aber die Wettervorhersagen sind wohl weniger relevant als die spezifischen Prognosen der Wirtschaftswissenschaft, Politik, von Virologinnen und Virologen und ... Journalistinnen und Journalisten. Und ebenso unsicher wie der Wetterbericht. Gewiss ist allen diesen jedenfalls die Patenschaft des Pessimismus. Frei nach Tante Jolesch: Gott schütze uns vor allem, was noch ein Glück ist. (*Der Standard*)

„Hilflos im Amt“

Es handelt sich um einen Kommentar von „RAU“, der mit der vermeintlichen Unfähigkeit der Mitglieder unserer Bundesregierung abrechnet. „RAU“ verwendet dabei Begriffe wie „desaströs“, „schwachmatisch“, „katastrophal“. Trotz meiner durchaus kritischen Hinterfragung so mancher politischer Entscheidungen bekomme ich in diesem Beitrag keine Antworten geliefert. Der journalistische Wert des Kommentars erschließt sich mir also in diesem Fall nicht. (*Der Standard*)

„Wie sich der Klimawandel auf den Körper auswirkt“

Ich habe so viel Schlechtes über das Rauchen gelesen, dass ich mit dem Lesen aufgehört habe. Dieser Ansatz ist durchaus in Betracht zu ziehen, wenn man Recherchen etwa über den Klimawandel als Lektüre zum Frühstückskaffee studiert. Ich lese also in einer seriösen österreichischen Tageszeitung im Großformat, was er, der Klimawandel, mit meinem Körper so alles macht.

Bei Temperaturen über 30 Grad, welche an immer mehr Tagen im Sommer herrschen, knickt meine gei-

stige Leistungsfähigkeit vollends ein, wie ich hier erfahre. Die gute Nachricht: Vielleicht kann ich ja dann an Hitzetagen wenigstens Erkenntnisse dieser Art nicht mehr sinnerfassend lesen. Wie zum Beispiel auch, dass sich zudem die Asiatische Tigermücke in Europa ausbreitet, die das Zika-, Chikungunya- oder Dengue-Virus in sich trägt. Oder, dass es Zecken nun schon auch im Jänner gibt – mithilfe von Mäusen, die wiederum ... na ja, Sie ahnen es schon. (*Die Presse*)

Chronik des Tages

Da der Mensch nicht den ganzen Tag mit dem Verzehr des Frühstücks samt zugehöriger Lektüre auskommen mag, gönnt er sich auch abends eine Mahlzeit plus Nachrichtensendung im öffentlich-rechtlichen Fernsehen. Im Durchlauf der Meldungsübersicht geht es von der verheerenden Hungersnot in einem afrikanischen Land über verunreinigtes Trinkwasser in der Gemeinde Niederhochwölz (*Name von der Red. geändert*) und dem Formel-1-Rennen in Spielberg inklusive randalierender Fans bzw. eines spektakulären Crashes übergangslos zum Carinthischen Sommer, der mangels Katastrophe das Bedürfnis nach Information nicht abzudecken vermag. (*ZiB 1, ORF*)

„Ufo-Sekte will jetzt Hitler klonen“

Diese Schlagzeile der Bild-Zeitung recherchierte ich im Web, die Printausgabe liegt mir buchstäblich fern. Wenden wir uns also im Schnelldurchlauf der Boulevardpresse zu, allerdings könnte bei zu intensivem Konsum der Frühstückskaffee wieder hochkommen. „38 Prozent aller Studentinnen

sind weiblich“ oder „Diese Affenhitze – werden wir jetzt alle Afrikaner?“ Ist es gar Kalkül oder schlicht Dummheit, die hier zum Einsatz kommt? Wohltuend hingegen sind Headlines wie „Riesen-Wels aus Po gezogen“ oder „Morde: Viele Menschen wollen helfen“, die man sich nebst Kipferl sprichwörtlich im Mund zergehen lassen kann. (*Bild*)

Halbleeres Glas

Der Journalist Wolfgang Wiedlich schrieb in einem Beitrag über den am 2. Juni in der Erdatmosphäre verglühten Asteroid 2018 LA: „Ein sichtbarer Feuerball, der es schwer hatte, in die Schlagzeilen zu kommen, schließlich hatte er keinen Schaden verursacht.“ Schon Erich Kästner bemerkte in *Emil und die Detektive*: „Wenn ein Kalb vier Beine hat, so interessiert das natürlich niemanden. Wenn es aber fünf oder sechs hat, so wollen das die Erwachsenen zum Frühstück lesen. Wenn Herr Müller ein anständiger Kerl ist, so will das niemand wissen. Wenn Herr Müller aber Wasser in die Milch schüttet und das Gesöff als süße Sahne verkauft, dann kommt er in die Zeitung.“

Sind also tatsächlich Bad News immer noch Good News? Der Medienpsychologe Peter Vitouch findet die Antwort in der evolutionären Psychologie: Steinzeitmenschen hätten nur dann überlebt, wenn sie auf Bedrohung fokussiert gewesen seien und bedrohungsfreie Nachrichten weggefiltert hätten. Dieses Verhalten hat sich, trotz schon lange nicht mehr existenter Bedrohungen, in knapp zwei Millionen Jahren im menschlichen Gehirn offensichtlich manifestiert.

Das Leopold Museum

wünscht den jüdischen
Gemeindemitgliedern in Österreich
sowie allen FreundInnen und Bekannten
ein glückliches und friedliches Neujahrsfest!





Ob Qualitätsmedien wieder an Bedeutung gewinnen, liegt nicht unbedingt an der Qualität des Drucks.

Langes Leben und langsames Sterben

Internet und Wirtschaftskrisen setzen Printmedien gehörig zu. Um überhaupt eine Chance zu haben, müssen Verlage für Zeitungen neue Geschäftsmodelle für das digitale Zeitalter entwickeln und Qualität forcieren.

VON HEDI SCHNEID

Michael Fleischhacker, viele Jahre Chefredakteur der Tageszeitung *Die Presse* und nun Moderator bei Servus TV, machte sich schon vor Jahren Gedanken über die Zukunft der Zeitung, und zwar der „klassischen“, auf Papier gedruckten. 2014 erschien sein vielbeachteter Essay „Die Zeitung – ein Nachruf“, der heute noch Gültigkeit hat. Fleischhackers Befund: Papierzeitungen sterben. Aber ihre Inhalte, Nachrichten und Kommentare leben digital weiter – und bieten so eine Chance, den in einer Demokratie so wichtigen Dialog aufrechtzuhalten, wenn nicht sogar zu fördern.

Die Diskussion über die Überlebenschance von Printmedien, genau genommen den täglich erscheinenden Zeitungen, gibt es indes schon lange,

das Schlagwort vom Zeitungssterben ist in der Pressegeschichte nicht neu. Das Magazin *Economist* titelte schon 2006: „Who killed the Newspaper?“ Mit der Antwort sind Verleger und Journalisten gleichermaßen schnell bei der Hand: Seit die Digitalisierung auch das Geschäft mit der Nachricht erfasst hat, führen gedruckte Zeitungen einen Kampf gegen das Internet – und kannibalisieren mit ihren eigenen Online-Angeboten sich selbst. Sagen die einen. Andere wiederum bescheinigen der Tageszeitung eine glänzende Zukunft, allerdings mit einem großen Wenn: Das Geschäftsmodell müsse neu ausgerichtet werden.

Faktum ist, dass Printmedien in schweren wirtschaftlichen Turbulenzen sind. Der enorme Schwund an

gedruckten Anzeigen – der Haupteinnahmequelle von Tageszeitungen – wird von Konjunkturerinbrüchen, wie es sie infolge der Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/09, der Pandemie und nun durch den Ukrainekrieg gab und gibt, zusätzlich befeuert. Verkaufsrückgang bedeutet Reichweitenverlust, und der wirkt sich unmittelbar auf die Werbefreudigkeit der Inserenten aus. Das wiederum führt zu einer Umsatz- und Gewinnerosion. Ein Teufelskreis, dem sich die Verlage trotz wiederholter harter Sparmaßnahmen bisher nicht entziehen konnten, zumal E-Paper (die digitale Zeitung) und Online-Nachrichten die Umsatzaufschläge im Print noch nicht wettmachen. Was auch damit zusammenhängt, dass die Leser erst langsam von den anfänglichen Gratis-Angeboten auf kostenpflichtige Digital-Abos umgewöhnt werden müssen.

Printmedien gelten als Frühindikatoren – wenn es mit der Wirtschaft bergab geht, sparen Unternehmen zuerst bei der Werbung. Daran ändert auch das auf die Zeitungslandschaft umgemünzte Zitat des griechischen Philosophen Heraklit nichts, wonach der Krieg der Vater aller Dinge sei. Oder doch? Es mag zynisch klingen, aber gerade in unsicheren Zeiten, wie wir sie auch jetzt wieder durchleben, gewinnen Qualitätsmedien an Bedeutung. Viele Menschen merken, dass News, in den sozialen Medien auf wenige Schlagzeilen heruntergebrochen und zudem oft falsch, keine Alternative zu fundierter Information darstellen.

Sinkende Zahlen

Dennoch: Laut dem Eurobarometer 2020/21 der EU-Kommission liest nur ein Fünftel der EU-Bürger täglich ein gedrucktes Presseerzeugnis, vier Prozentpunkte weniger als noch Anfang 2021. 28 Prozent lesen nie gedruckte Zeitungen. Der Anteil der Befragten, die zumindest einmal in der Woche zu einem Printmedium greifen, ist seit 2018 von 56 auf 51 Prozent gefallen. Wobei es zwischen den Staaten erhebliche Unterschiede gibt: Während in Finnland, Schweden und den Niederlanden mehr als die Hälfte der Bevölkerung täglich zur Zeitung greift, sind es in Polen, Rumänien und Bulgarien weniger als zehn Prozent. Diesen Trend belegen die weltweit sinken-

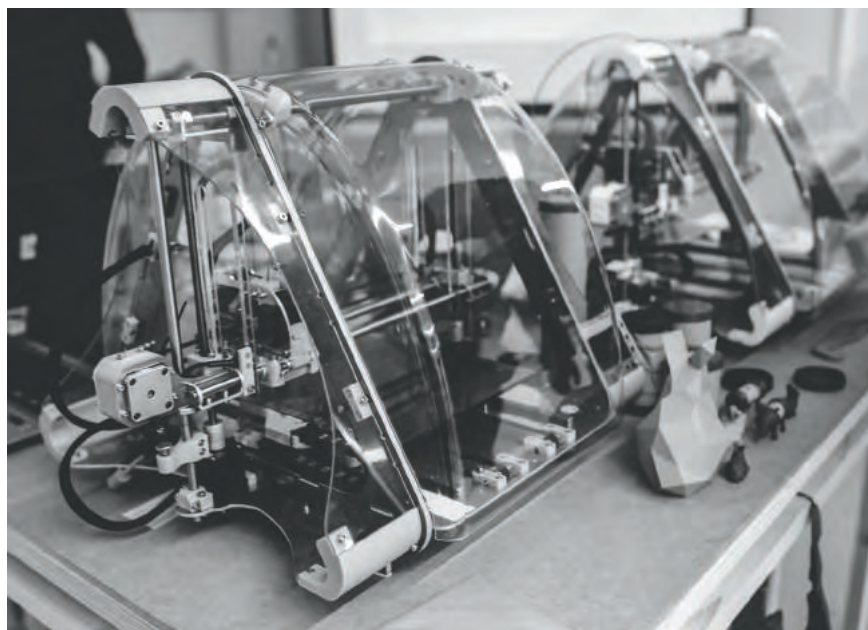
den Verkaufszahlen, wobei die Daten aufgrund verschiedener Zählweisen schwer vergleichbar sind. Die Beispiele sprechen für sich: In Österreich ist die wöchentliche verkaufte Auflage der Tageszeitungen von 2015 bis 2021 von 1,6 auf 1,4 Millionen zurückgegangen. Deutlich stärker fiel die Erosion in Deutschland aus: Wurden 1991 noch 27,3 Millionen Zeitungsexemplare verkauft, waren es 2021 nur mehr 12,3 Millionen – ein Rückgang um mehr als die Hälfte. Die Zahl der Zeitungstitel sank von 1991 bis 2018 von 158 auf 114. Ähnlich ist die Entwicklung in Italien. Auch in Israel gehen die Auflagen zurück, wobei die großen Tageszeitungen *Haaretz*, *Jedi'ot Acharonot* und *Ma'ariv* zusätzlich von der Gratiszeitung Israel Hayom stark bedrängt werden.

Besonders krass ist die Situation in den USA. Während sich etwa beim Flaggschiff *New York Times* der Auflagenrückgang bei den Werktagsausgaben seit 2015 mit 26.000 Stück in Grenzen hält, gab es bei den in dem riesigen Land so wichtigen Lokalzeitungen einen regelrechten Kahlschlag. Einer Studie des Instituts für Publizistik der Northwestern University zufolge wurden seit 2005 rund 2500 Zeitungen eingestellt, ein Viertel der einstigen stolzen Zahl von 10.000. In den nächsten drei Jahren dürften noch einmal 500 Lokalblätter verschwinden. Was die Autoren der Studie Alarm schlagen

lässt, ist der Umstand, dass es in zwei Dritteln der mehr als 3000 US-Bezirke schon jetzt gar keine oder nur eine Tageszeitung gibt. Das sei eine schwere Bedrohung für die Demokratie, lautet die Warnung der Studienautoren – vor allem in einem Land, in dem sich die politischen, ideologischen, sozialen und gesellschaftlichen Gräben ohnedies stetig vergrößern.

Neue Unabhängigkeit

Was kommt also nach der Gutenberg-Galaxis? Ein Patentrezept gegen das Zeitungssterben gibt es nicht. Auch wenn die meisten Verlage ihre Printprodukte nun auch im Internet anbieten und damit auch Erfolg haben – die NYT etwa steigerte seit 2015 die Zahl der Digital-Abos von 1,1 auf 8,8 Millionen. Die Zahl der Abos sagt aber noch nichts über den wirtschaftlichen Erfolg aus. Zeitungen müssen umdenken, neue Geschäftsmodelle für das Netz entwickeln, wollen sie im digitalen Zeitalter Einnahmen aus der Onlinewerbung lukrieren und (wieder) Gewinne schreiben, lautet der Tenor der Experten. Und sie müssen vor allem eines schaffen: sich von politischer Einflussnahme, etwa über Inserate von Parteien, unabhängig machen und dies auch vermitteln. Dann könnte auch die digitale Presse die vielfach postulierte „vierte Gewalt“ im Staat sein – das in einer funktionierenden Demokratie so wichtige Korrektiv.



Dem 3D-Drucker gehört die Zukunft, weil er außer Papier andere lustige Dinge ausspuckt, die man zwar nicht lesen, aber zum Beispiel essen kann.

Sie sind gekommen, um zu bleiben

© RAWPIXEL/CC-0



Wer vom digitalen Gezwitschere genug hat, kann sich ja zur Abwechslung mal echte Vögel anhören – oder dieses 1880 entstandene fantastische Aquarell von Hector Giacomelli genauer ansehen.

Facebook & Co. haben unsere Kommunikation revolutioniert. Ein neues Vokabular geht damit einher: Social Media, Content, Follower, Hashtag, Liken, Posten, Shitstorm und Hassposting gehören längst zum festen Bestandteil unseres Wortschatzes.

VON MARK E. NAPADENSKI

Es ist vermutlich die bisher einflussreichste Veränderung des 21. Jahrhunderts, denn sie greift in die Struktur, in der wir als Gesellschaft interagieren. Die Welt wächst zu einem „global village“, Hasspostings auf Facebook und in Telegram-Chatgruppen sorgen permanent für negative Schlagzeilen. Was beim Arabischen Frühling noch als innovatives Kommunikationsmittel und als Errungenschaft des Westens gefeiert wurde, ist heute Basis für organisierte rechtsextreme Gruppierungen und Verschwörungstheoretiker (m/w/*). Die perfekte Kombination aus Smartphone und Social Media bildet, wie hinlänglich bekannt, die Grundlage dieser weitreichenden Veränderungen. Auch die negativen Folgen werden längst intensiv beleuchtet, dennoch hinkt die Gesetzgebung hinter den Mediengiganten Facebook, Google, Twitter, Telegram hinterher. Auch wenn einige Gesetze bereits erfolgreich in Kraft getreten sind, bleibt es doch fast unmöglich, die Verantwortlichen vor Gericht zu verurteilen. Datenmissbrauch ist daher ebenso alltäglich wie Hass im Netz.

Rezent ist der Suizid einer oberösterreichischen Ärztin nach Monaten der Online-Terrorisierung. Obwohl es bereits rechtliche Grundlagen

gibt, Täter strafrechtlich zu verfolgen, fehlt oftmals das nötige Know-how der Behörden, dies auch zu tun. Rufe nach einer eigenen Staatsanwaltschaft werden daher immer lauter, die Veränderungen ziehen sich bis in die rechtliche Grundstruktur unserer Gesellschaft. Es bleibt, so oft diese Geschichte erzählt wird, erstaunlich, wie aus dem studentischen Wohnzimmerprojekt „The Facebook“ der Tech-Gigant Meta Platforms Inc. und eine Medienrevolution wurden. Meta Platforms inkorporiert mittlerweile die Unternehmungen Facebook, Instagram, WhatsApp und Oculus, einen Hersteller von Virtual-Reality-Technologie. Die somit anfallenden Daten sind schier unvorstellbar, der damit verbundene Macht- und Einflussgewinn angsteinflößend.

Radikale Veränderung

Neben Facebook hat auch eine zweite Medienplattform unser politisches Dasein verändert: Twitter ist ein essenzieller Teil der Kommunikation von Politikern und Politikerinnen geworden. Kaum ein zweites Medium schafft eine so unmittelbare Nähe zwischen Wählern und Gewählten. Auch Nachrichtenagenturen, ja, sogar die öffentliche Sicherheit nutzt Twitter.

Die einen wollen beweisen, dass unser Wortschatz schrumpft; die anderen, dass er wächst. Allgemein wird angenommen, dass unsere Aufmerksamkeitsspanne drastisch reduziert wurde.

Fast schon absurd, wenn die Polizei Sicherheitswarnungen so kommuniziert oder Donald Trump wegen Aufhetzung von der Plattform gesperrt wird. Oder nicht?

Es ist erstaunlich, wie essenziell diese Unternehmen geworden sind und wie radikal sie die Kommunikations- und Medienlandschaft verändert haben. Sie sind kaum aus unserem Alltag wegzudenken und wurden lange Zeit völlig unreflektiert genutzt.

Doch mittlerweile ist die Debatte differenzierter, so manche Befürchtung hat sich nicht bewahrheitet. Die einen wollen beweisen, dass unser Wortschatz schrumpft; die anderen, dass er wächst. Allgemein wird aber angenommen, dass aufgrund der Überreizung unsere Aufmerksamkeitsspanne drastisch reduziert wurde und Inhalte auf den Plattformen nun innerhalb von acht Sekunden transportiert werden müssen.

So trivial es für manche klingen mag, ist auch das Aufkommen einer (fast) neuen Kunstform revolutionär: Memes sind weniger das Produkt von Facebook & Co., sondern etwas, das als Internet- oder Cyberkultur bekannt ist. Es handelt sich dabei um die Kombination aus Bild und Schrift, die

mal narrativ, mal suggerierend, aber immer illustrativ ist. Ein Kommunikationsmittel wie dieses hat in dieser Form noch nie existiert. Zwar gibt es Vorläufer, allerdings lässt sich durch die Vielschichtigkeit und als Folge der urheberrechtlichen Narrenfreiheit etwas beobachten, das popkulturell außerordentlich relevant ist. Vermutlich braucht es daher nicht mehr lange, bis die Memes auch im Museum landen.

Welt der Memes

Sie kodifizieren Zugehörigkeiten und markieren einen Zeitgeist. So gilt Pepe der Frosch als Identifikations-Maskottchen für rechtsextreme Gruppierungen oder wird als NFT (Non-Fungible Token) gehandelt. Auch gibt es seltene Pepes, die gesammelt und ausgetauscht werden. Einige Gruppen wollen den Konnex von Pepe dem Frosch zum rechtsextremen Milieu nicht gelten lassen, auch wenn er dort vermehrt genutzt wird. Durch Memes werden politische Inhalte und gesellschaftlich relevante Themen ebenso transportiert wie Humor und Lebensgefühl. Dadurch entstehen neue Ikonen, die nicht nur politische, sondern auch kulturelle Zusammengehörigkeit markieren. Kaum eine WhatsApp-

oder Telegram-Gruppe kommt mittlerweile ohne sie aus, und eine Welt ohne Memes ist faktisch nicht mehr vorstellbar.

Generell sind die sozialen Medien gekommen, um zu bleiben. Dabei rücken primär weiße Männer ins Rampenlicht und brüsten sich mit Zukunftsfantasien. So soll Meta von Mark Zuckerberg Grundstein einer neuen virtuellen Realität werden und somit Habitat einer rein digitalen Gesellschaft. Der Beinahe-Twitter-Eigentümer und Cosmo-Fantast Elon Musk katapultiert 30.000 Satelliten in den Orbit, um die weltweiten Internetverbindungen zu verbessern. In klaren Nächten bietet sich deshalb ein stellares, von Menschenhand geschaffenes Schauspiel, das für viele wie eine Vision einer neuen Zukunft wirkt: hunderte leuchtende Objekte, aufgefädelt in einer Linie im Weltraum. Doch neben der Befriedigung von Sci-fi-Fanatsien bleibt die Frage: Um welchen Preis? Sind doch die Tech-Industrie und der daran hängende Markt enorme Faktoren für den Klimawandel. Und bekanntlich scheint es auch keine digitale Alternative für analoge Ressourcen zu geben. Dafür bräuhete es schon eine neue Revolution.

Shana tova umetuka!

Dr. Peter M. Winter | Wien 2, Praterstraße 22
Tel.: (01) 260 53-0 | Fax: (01) 260 53-500
mail@labors.at | www.labors.at

labors.at

Dem Menschen den richtigen Wert geben.

Gertner Immobilien GmbH

OneOfficeSpace

Ihr günstiges Büro in 1190 Wien
– komplett serviert

www.oneofficespace.com

wünscht allen Geschäftspartnern
und Freunden des Hauses
ein schönes Neues Jahr.

Erinnerung und Vergegenwärtigung

© BARBARA YELIN



In Barbara Yelins Beitrag für „Aber ich lebe“ fließen Erinnerungen und Augenblick eindrucksvoll ineinander.

Zwei aktuelle Anthologien verhandeln jüdischen Alltag und jüdische Geschichte in Comicform.

VON MARTIN REITERER

Eine jüdische Geschäftsfrau, die Ende des 17. Jahrhunderts als erste Frau in Deutschland eine Autobiografie verfasste. Ein berühmter jüdischer Räuberhauptmann und Gegen-

spieler von Schinderhannes. Eine jüdische Berufsfachschule in Darmstadt, die Jugendliche nach dem Zweiten Weltkrieg auf Israel vorbereitete. Oder zwei jüdische Kinder aus Deutschland, die in 13 Verstecken in den Niederlanden die Nazizeit überlebten.

Zwei aktuelle Anthologien befassen sich mit jüdischer Kultur und Geschichte – mit jüdischem Leben und Alltag in Deutschland vom Mittelalter bis zur Gegenwart sowie mit Erinnerungen von jüdischen Zeitzeugen, die

die Schoa als Kinder erleben mussten. Das Besondere: Im Mittelpunkt stehen jeweils Comics von unterschiedlichen Zeichnerinnen und Zeichnern, die sich durch ihre Bildhaftigkeit als herausragendes Medium erweisen. Eingebettet sind sie in abwechslungsreich gestaltete Textbeiträge, die Themen und Aspekte weiterführen oder sozial und historisch einordnen.

Anlass für die Anthologie *Nächstes Jahr in* waren die Feiern zur jüdisch-deutschen Kulturgeschichte im Jahr

2021: Seit 1700 Jahren gibt es, nachweislich, jüdisches Leben in Deutschland, wie ein Edikt des römischen Kaisers Konstantin von 321 belegt, und ist damit integrativer Bestandteil der europäischen Kultur. Nun ist der feine Band mit dem Untertitel *Comics und Episoden des jüdischen Lebens* in zweiter Auflage erschienen.

Aus fünf Jahrhunderten haben die Herausgeber und Autoren ungewöhnliche Episoden jüdischen Lebens zusammengetragen und zu einem weit verzweigten Netz aus spannenden, überraschenden Geschichten geknüpft. Weit gefasst ist dabei auch das soziale Spektrum, sodass Lebensgeschichten von Künstlerinnen und Widerstandskämpferinnen, Gaunern und Kaufleuten nebeneinander stehen. Meist nehmen die Comics den Faden einer Geschichte auf oder richten das

Augenmerk auf eine historische Persönlichkeit. Diese anschaulich inszenierten Episoden werden dann jeweils im Anschluss weiter kontextualisiert und verortet.

Der thematischen und ästhetischen Vielfalt, der Bandbreite jüdischer Geschichte zwischen Erfolg und Verfolgung, Assimilation, Ausgrenzung und Antisemitismus entspricht die stilistische Mannigfaltigkeit der großteils sehr gelungenen Umsetzung durch die jungen, deutschen Zeichner und Zeichnerinnen. So ist Simon Schwartz' Beitrag über *Die Darmstädter Haggada* von mittelalterlicher Buchmalerei oder Elke Renate Steiners Strip über die Memoiren der Glikl bas Judah Leib (1646/1647–1724) von neuzzeitlicher Buchillustration angeregt. In ihrem Comic *Sehen lernen* über den expressionistischen Maler und

Dichter Ludwig Meidner (1884–1966) zitiert die Zeichnerin Elke Büke nicht nur aus dessen manifestartigen *Anleitung zum Malen von Großstadtbildern* (1914), sondern setzt seine Großstadtästhetik auch grafisch um. In gemäldartigen Panels vertieft sich Barbara Yelin Zeile für Zeile in das Gedicht *Kein Kinderlied* von Mascha Kaléko (1907–1975), in der die metaphysische Heimatlosigkeit im „Nirgendland“ vieler Jüdinnen und Juden nach der Schoa zum Ausdruck kommt. Einer Collage-Ästhetik hingegen bedienen sich Moni Port und Miriam Werner, die vollends in der Gegenwart ankommt: In *Ich Jetzt Hier* wird das Jüdischsein als das Selbstverständliche aufgefasst, das es sein sollte: Es lässt Fragen zu und genauso Antworten, aber desgleichen offene Fragen, wie sie jeder menschlichen Existenz eignen.

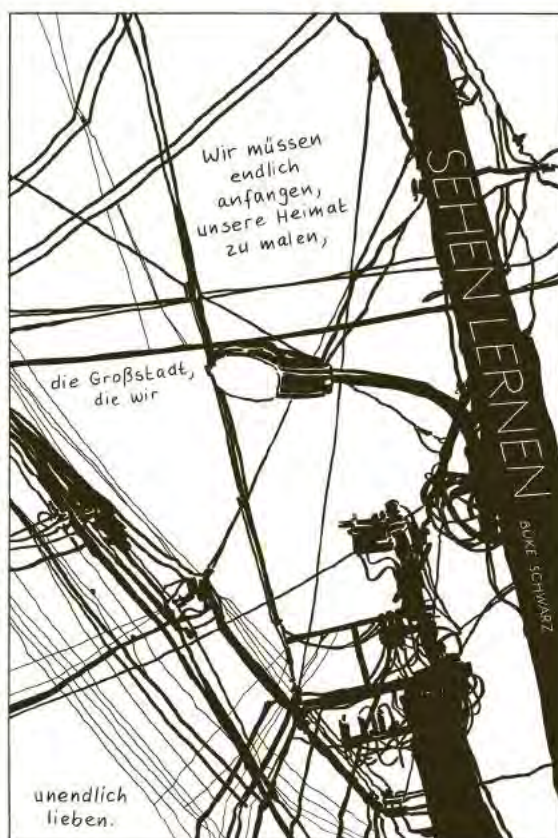
Bruchstücke

In *Aber ich lebe*, einem mehrjährigen Forschungsprojekt mit interdisziplinärer Beteiligung, haben vier Überlebende des Holocaust in Gesprächen ihre Erinnerungen an Barbara Yelin und Miriam Libicki sowie an den Illustrator und Comickünstler Gilad Seliktar weitergegeben.

Die spürbar intensive Zusammenarbeit macht sich in allen Beiträgen bemerkbar und wird durch unterschiedliche ästhetische Annäherungen ersichtlich. Yelin traf ihre Gesprächspartnerin Emmie Arbel, die die Schrecken des Konzentrationslagers Ravensbrück ertragen musste, in Israel getroffen. Dass ihr Comic bei Arbel zu Hause spielt, oder unterwegs in einem Café, hebt sehr präzise einen bedeutenden Aspekt hervor: Erinnerungen finden stets in der Gegenwart statt, durchkreuzen diese, prägen sie und können – aus unterschiedlichen Gründen – auch Lücken aufweisen. „Ich erinnere mich nicht.“ Wiederholt spricht die inzwischen über 80-Jährige diesen Satz aus. „Manche Sachen weiß ich. Aber ich erinnere mich nicht.“

Die Zeichnerin räumt gerade auch diesem Nicht-Erinnern Platz ein: Emmie war „viereinhalb, als zwei Polizisten zu uns kamen und uns ins Lager Westerbork brachten“. Erinnerungen aus diesem frühen Kindesalter sind häufig bruchstückhaft. Sie waren für

© BÜKE SCHWARZ





„Nächstes Jahr in“ versammelt biografische Episoden und historische Ereignisse des Judentums in Form ungewöhnlicher Comicstrips.

Kinder zudem oft unaussprechbar oder unausdrückbar. Außerdem haben „Kinderüberlebende (...) jahrzehntelang geschwiegen (...), wurden oft übersehen oder zum Schweigen gebracht“, wie es die Historikerin und Holocaustforscherin Dénke Hondius beschreibt.

Das gilt insbesondere für die Erlebnisse von Kindern, die nicht durch Konzentrationslager gegangen sind. Die in Vancouver lebende US-israelische Comickünstlerin Miriam Libicki hat in ihrem Beitrag *Jenseits der Regeln* die Geschichte David Schafers aufgezeichnet, der als Kind zusammen mit seinen Eltern zuerst von den Nazis von ihrem Haus am Land in der rumänischen Bukowina vertrieben und in ein Ghetto gesperrt wurde, bevor die Familie es wagte, vor ihren Mördern zu fliehen.

In *Dreizehn Geheimnisse* erzählen die Brüder Nico und Rolf Kamp, wie sie im Alter von drei bzw. sechs Jahren nach ihrer Flucht aus Deutschland in den Niederlanden von Versteck zu Versteck den Nazis entkamen. Der israelische Zeichner Gilad Seliktar macht in seinen zurückhaltenden Zeichnungen und seiner Kolorierung die Spannung zwischen geheimer temporärer Sicherheit und ständiger Gefahr nachvollziehbar: Ein Versteck,

ein Geheimnis, zu hüten, ist für einen Fünfjährigen keine Selbstverständlichkeit; es zu verraten, kann jedoch höchste Gefahr bedeuten.

Bemerkenswerterweise haben die Künstlerinnen und Künstler die Verbindung zu ihren eigenen noch kleinen Kindern als hilfreichen Erfahrungsbezugspunkt erwähnt, um die Erlebnisse der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen emotional besser zu verstehen. Doch auch für die andere Seite war der dialogische Austausch eine gelungene Erfahrung, auch hinsichtlich der verwendeten Kunstform: Obwohl der Comic bei einigen der Zeitzeugen anfänglich auf teils erhebliche Ablehnung stieß, veränderte sich diese Haltung im Lauf der Annäherung. Ein Grund dafür mag die Bildhaftigkeit kindlicher Wahrnehmung sein. Zudem lässt sich im Comic das Ineinanderfließen von erinnelter Vergangenheit und Gegenwart einzigartig darstellen.

Besonders anschaulich wird das in Yelins Beitrag: Während Emmie in ihrer Küche vom zermürbenden Hunger im Konzentrationslager erzählt, sammelt ihre Tochter draußen im Garten frisches Obst. Emmies Mutter starb wenige Tage nach der Befreiung von Ravensbrück an Schwäche und Hun-

ger. Zwei Bilder aneinandergereiht, die tote Mutter und das Obst im Garten, zeigen mit stillschweigender Präzision, wie der bittere Schmerz der Erinnerung die Gegenwart trifft.



M. Heinigk, A. Herden, J. Engelman, J. Hoffmann (Hg.)
Nächstes Jahr in. Comics und Episoden des jüdischen Lebens
Ventil Verlag, Berlin
2021
168 S., EUR 25,-



Barbara Yelin, Miriam Libicki, Gilad Seliktar
Aber ich lebe. Vier Kinder überleben den Holocaust
C.H.Beck, München
2022
176 S., EUR 25,-

Von Hitler vertrieben, durch Briefe vereint

© ÖNB / ÖNB-BILDARCHIV / PICTUREDESK.COM



Ernst Benedikt mit Frau Irma und Kindern. 1927.

Die Briefe einer jüdischen Wiener Familie, die 1938 in alle Himmelsrichtungen verstreut wurde, waren nun Grundlage eines berührenden Buches.

VON BARBARA BEER

Am Himmel 55 zogen oft Gewitterwolken auf. Wenn es schwierig wurde mit den Geschwistern oder der strengen Mama, dann legte sich die Jüngste zum Hund unter den Fliederstrauch.

Und es wurde oft schwierig in dieser Familie, die nach außen hin so

geschleckt wirkte. Man residierte an feiner Adresse in der Grinzinger Himmelstraße, hatte ein halbes Dutzend Hausangestellte, Vater Ernst Benedikt war einer der angesehensten Journalisten der Republik. Doch das großbürgerliche Idyll täuschte. Entweder rauchten die Töchter oder die Eltern miteinander, nicht selten alle gleichzeitig. Der Vater war gestresst, die Mutter notorisch mit Sparen beschäftigt. Erster Klasse Zug fahren? Nur für Erwachsene. Die Kinder fuhren dritte Klasse, aus Prinzip.

Zwischen den Schwestern gab's täglich Zornausbrüche. Erst in den Briefen, die sie einander schickten, als die Familie von den Nazis aus-

einandergerissen wurde, wuchsen sie zusammen. „Ohne Hitler und die Vertreibung aus Wien wäre die Familie wohl explodiert“, wird die Jüngste später schreiben. Und doch, liest man in einem Brief ihrer Schwester Friedl an die Eltern, die „geliebten alten Schweinchen“, war's „eine Kindheit voller Glück und Verrücktheiten“.

Der Publizist Ernst Strouhal hat aus mehreren Jahrzehnten Briefwechsel seiner Tanten und seiner Mutter ein Familienporträt geformt, das natürlich auch ein Stück Zeitgeschichte ist. Gerda, Friedl, Ilse und Susanne waren die Töchter des Journalisten Ernst Benedikt und die Enkelinnen von Moriz Benedikt, dem berühmten Herausge-

ber der *Neuen Freien Presse*. Nebenan lebte Elias Canetti, der die Töchter sehr genau wahrnahm. Vor allem Friedl, später als Schriftstellerin unter ihrem Pseudonym Anna Sebastian bekannt. Canettis Beziehung zur jungen Friedl, die er seine „Schülerin“ nannte, wurde von seiner Frau Veza geduldet. Aber das ist wohl eine andere Geschichte, die hier nur angedeutet wird.

Der „Anschluss“ 1938 beendet das schwierige, doch privilegierte Familienleben.

In der Himmelstraße gibt es keine Chanukkaleuchter. Dass die Familie jüdisch ist, spielt für sie erst ab den 30ern eine Rolle. Als Tochter Ilse Medizin studieren will, erfährt sie, dass jüdische Studenten keine Aspirantenstellen in den Spitälern bekommen. Auch die antisemitischen Provokationen im Kulturleben entgehen den Benedikts nicht. Den 75. Geburtstag Sigmund Freuds am 6. Mai 1931 feiert man in Wien nicht, zu einem Vortrag Einsteins an der Universität erscheint kein Würdenträger, zu Arthur Schnitzlers Tod wird nicht offiziell kondoliert.

1938 wird Ernst Benedikt verschleppt. 1939 werden die Benedikts enteignet, von jetzt an wohnt NSDAP-Mitglied Josef Kropff am Himmel 55.

Den Benedikts gelingt die Flucht. Verstreut in alle Himmelsrichtungen,

werden die vier Schwestern unterschiedliche Berufe, politische Einstellungen und Partner wählen. Über Emigration und Nachkriegszeit bleiben sie einander in Briefen verbunden.

Die Benedikts sind von Beginn an eine außergewöhnliche Familie. Wiener Bildungsbürgertum mit Hang zum Exzess. Vater und Mutter turnen nackt im Garten, streiten viel und schreiben einander frivole Briefe. Der Vater arbeitet nachts, geht erst morgens zu Bett. Fixe Essenszeiten gibt's nicht, ohnehin speist er am liebsten mitten in der Nacht Hummer im Bristol. Die Kinder bleiben sich selbst überlassen und plündern die Speisekammer.

„Lieblingskrachtag“ ist Sonntag, Mutters Lieblingssujet der Vater. Dass er sein Lebtage über seine Verhältnisse lebt, kreidet ihm nicht nur seine Frau, sondern auch Karl Kraus an, der Vater und Sohn Benedikt mehrfach in den „Letzten Tagen der Menschheit“ beschimpft. Großvater Moritz Benedikt war einer der einflussreichsten und umstrittensten Journalisten der Donaumonarchie. Karl Kraus war er eindeutig zu wirtschaftsliberal. Der großspurigen Bürgerlichkeit kritisch gegenüber eingestellt ist wohl auch Ilse, die zweitjüngste der Schwestern. Sie engagiert sich bei der KPÖ, wird Ärztin, ordiniert und lebt bis zu ihrem

Tod im Goethehof, einem Gemeindebau in Wien-Donaustadt, wo sie sich um die weniger Betuchten kümmert.

Im Buch ihres Sohnes kommt Ilse keine privilegierte Rolle zu. Bis zum Epilog, einem fiktiven Dialog zwischen Sohn und Mutter, er bereits „alter Mann“, sie noch „junge Frau“. Er muss ihr versprechen, „kein sentimentales Buch“ zu schreiben, denn „das passt nicht zu uns“. Versprochen. „Vier Schwestern“ packt und rührt dennoch sehr.

Nachdruck mit freundlicher Genehmigung der Tageszeitung „Kurier“.



Ernst Strouhal
Vier Schwestern
Fernes Wien,
fremde Welt
Zsolnay Verlag,
416 S., EUR 20,99



nu, wollen Sie ein Abo verschenken?

Ab nur EUR 23,- für 4 Ausgaben!
Hier mehr erfahren und bestellen: www.nunu.at/abo-verkauf/
oder schicken Sie uns ein e-mail: office@nunu.at

Stammtisch als Spiegel

In ihrer ORF-Dokureihe „Alltagsgeschichten“ porträtierte Elisabeth T. Spira auch die antisemitischen – sowie rassistischen und sexistischen – Schattenseiten der Gesellschaft.

VON SAVANKA SCHWARZ

Wenn es jemandem gelang, die „österreichische Seele“ einzufangen, dann Elisabeth T. Spira mit ihrer ORF-Reihe *Alltagsgeschichten*. Mit dem unverblühten Abbilden der österreichischen Gesellschaft erreichten ihre Sozialreportagen in kürzester Zeit Kultstatus. Das dokumentarische Einfangen der vermeintlichen Banalität des Alltäglichen macht das Format zu einem relevanten Zeitdokument. In Erinnerung sind vor allem ungewöhnliche Menschen geblieben, die die Zeit vor der Kamera nutzten, um ihre Geschichten zu erzählen. Oder absurde Szenarien, die sich an öffentlichen Plätzen abspielten. Neben den Porträts außergewöhnlicher Gestalten gelang Elisabeth T. Spira auch das Dokumentieren der Schattenseiten der damaligen Gesellschaft: einer sexistischen, rassistischen und antisemitischen Nachkriegsgesellschaft.

Die 1988 gedrehte Folge *Am Stammtisch – Ein Heimatfilm* zeigt besonders deutlich, dass auch in den späten achtziger Jahren noch tief menschenverachtende antisemitische Aussagen Platz in österreichischen Wirtshäusern hatten. Wenn beispielsweise der damalige Vizebürgermeister von Radkersburg davon spricht, dass Juden schon vom Christentum dazu ausersehen seien, verfolgt zu werden und dass sie selbst einen Anlass setzten, um gejagt zu werden. Oder ein Herr des Kameradschaftsbundes Kainach, der mit Bezug auf die Waldheim-Affäre fordert, dass der auf der ganzen Welt „geldraffende Jude“ jetzt einmal eine Ruhe geben solle, weil er bis heute nur Unfrieden stiften würde. Derselbe Herr bedauert auch, dass sich kaum einer

mehr traut, Kriegsauszeichnungen zu tragen, weil man schnell als Kriegsverbrecher deklariert wird.

Kollektive Schuldabwehr

Diese Argumentationsstränge sind typisch für den sekundären bzw. den sogenannten Schuldabwehr-Antisemitismus: In Hinsicht auf den Zweiten Weltkrieg wird vor allem das Leid der Soldaten hervorgehoben. Eine Auseinandersetzung mit der Schoa findet nicht statt. Durch das Nichterwähnen der Gräueltaten des Nationalsozialismus soll jede Beschäftigung mit der Schuldfrage verhindert werden.

Außerdem wird das Leid der österreichischen Bevölkerung in den Vordergrund gestellt, und durch antisemitische Pseudthesen werden Opfer zu Tätern erklärt. Die jüdenfeindlichen Erzählungen suggerieren, das Richtige oder zumindest nicht das Falsche getan zu haben, wodurch eine kollektive Schuldabwehr stattfindet. Der ORF strahlte die Folge *Am Stammtisch* erst 2016 aus, also fast dreißig Jahre, nachdem Spira die Interviews gemacht hatte. Aber auch in jüngeren Episoden aus den neunziger und Nullerjahren ist der Österreicher, der beteuert, nur seine Pflicht getan zu haben und die Geschehnisse während des Holocausts schulterzuckend mit „es waren halt andere Zeiten“ abtut, stets präsent.

Die Grenze des Sagbaren hat sich in den zwanzig Jahren *Alltagsgeschichten* nur bedingt verändert. Wurden Juden anfangs noch direkt negative Eigenschaften zugeschrieben, so wird in jüngeren Folgen wieder vermehrt auf universelle Verschwörungserzählungen rund um das Judentum zurückgegriffen. Mit den Grenzen des Sagbaren in den *Alltagsgeschichten* beschäftigt sich auch eine Studie des Instituts für vergleichende Medien- und Kommunikationsforschung an der Uni Klagenfurt. Ein Forscherteam analysierte den Wandel der öffentlichen Aussagen in den *Alltagsgeschichten* im Laufe der Zeit. In Bezug auf Antisemitismus konnten sie bereits die Erkenntnis gewinnen, dass prinzipiell eine Diskursverschiebung zu erkennen ist. Wird in

den älteren Folgen noch sehr häufig „der Jude“ zum Thema, so wird dieses Feindbild in den jüngeren Folgen von „dem Ausländer“ abgelöst. Judenfeindlichkeit findet weiterhin statt, ist quantitativ allerdings seltener.

Getrübtes Bild

Das Format erntete viel Kritik dafür, dass antisemitische Aussagen ohne Einordnung und Kommentar sozusagen roh ausgestrahlt wurden. Jedoch kann umgekehrt argumentiert werden, dass ein Abbild einer Gesellschaft gerade dann authentisch ist, wenn eben kein Blatt vor den Mund genommen wird und die ProtagonistInnen sich selbst überlassen werden. Elisabeth T. Spira verstand es, in den richtigen Momenten Pausen zuzulassen, stellte aber auch prägnante Fragen, wenn es darauf ankam. Allerdings immer mit der Intention, zu erfahren und nicht zu belehren. Der Gesellschaft den Spiegel vorzuhalten – das gelang dem Format wie keinem anderen. Und auch wenn das dadurch entstandene Bild häufig getrübt war, dann nicht aufgrund des Spiegels, sondern wegen der damaligen Gesellschaft.



© ROBERT NEUMÜLLER

Die Arbeiten von Elisabeth T. Spira (1942–2019) stießen auf Bewunderung und Widerstand. Im Porträtfilm „Ich bin nicht wichtig“ von Robert Neumüller stand sie ausnahmsweise selbst vor der Kamera.

Vorwärts in die Zukunft

Die 125 Jahre alte New Yorker jiddische Zeitung „Forverts – The Forward“ liefert online und auf Englisch kräftige Lebenszei- chen – mit Kanons der besten jüdischen Popsongs und Filmszenen.

VON OTMAR LAHODYNSKY

Anfang der 1930er Jahre war ihre Druckauflage mit 275.000 Exemplaren sogar höher als die der *New York Times*: Die in New York in jiddischer Sprache erscheinende Tageszeitung *Forverts* – englisch: *The Jewish Daily Forward* – richtete sich vor allem an die jüdischen Einwanderer aus Osteuropa. Sie informierte ihre Leserschaft über aktuelle Ereignisse und gab Orientierung bei der Integration in die US-amerikanische Politik, Gesellschaft und Lebensweise. Der Name wurde vom Zentralorgan der deutschen Sozialdemokratie *Vorwärts* übernommen.

Gegründet wurde die Zeitung im April 1897 von Abraham Cahan, der eine sozialistische Blattlinie vorgab und die Zeitung als Verteidigerin von sozialen Rechten und Anliegen der Gewerkschaft positionierte. Er ließ auch Leo Trotzki eine Kolumne schreiben.

Der Redaktion der Zeitung gehörten damals viele Vertreter der jiddischen Literatur an: der spätere Literaturnobelpreisträger Isaac Bashevis Singer, Elie Wiesel oder Morris Rosenfeld, der Reportagen aus den Fabriken und „sweatshops“ lieferte. Eine eigene Radiostation der Zeitung, WEVD, informierte ebenfalls in jiddischer Sprache.

Blattgründer Cahan stand hinter dem publizistischen Erfolg, sein Einfluss reichte bis ins Weiße Haus. Er prägte die unabhängige Grundlinie: „In tausenden jüdischen Haushalten quer durchs Land war *Forverts* jahrzehntelang mehr als eine Tageszeitung – sie war vertrauenswürdiger Berater und Familienmitglied“, lautete ein Wer-

betext. 1921 verbrachte Cahan mehrere Wochen in Berlin und wurde von prominenten sozialdemokratischen Politikern empfangen. Auf dem 1912 errichteten New Yorker *Forverts*-Gebäude beim Seward Park prangen Konterfeis von Karl Marx, Friedrich Engels und Ferdinand Lassalle.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs folgte der Niedergang: Die jiddisch sprechende Welt Osteuropas existierte wegen des Holocaust nicht mehr und in den USA wurde die jiddisch-kundige Leserschaft immer älter. 1951 starb auch Cahan. 1983 erfolgte die Umstellung auf wöchentliche Erscheinungsweise mit einer englischsprachigen Beilage.

Die Besten der Besten

1990 beschloss die „Forward Association“ als Herausgeberin den Relaunch als englischsprachige Wochenzeitung *The Forward*. Der angesehene Journalist J. J. Goldberg übernahm das Magazin im Jahr 2000 und trieb die Auflage bis 2008 in neue Höhen. Leitende Redakteure kamen mit Seth Lipsky vom *Wall Street Journal* und zuletzt mit der bis heute amtierenden Chefredakteurin Jodi Rudoren von der *New York Times*, wo sie zuvor das Büro in Jerusalem leitete. Rudoren stellte 2019 die Print-Ausgabe ein und übersiedelte *The Forward* ins Internet. Trotz Bezahlschranke weisen die englische und die (kleinere) jiddische Ausgabe dort eine wachsende Zahl von Abonnenten auf.

Die Kolumne *Fast Forward* richtet sich vor allem an jüngere Juden, kommentiert aber auch Themen wie Antisemitismus und das Zeitgeschehen in den USA und Israel. So deckte *The Forward* vor wenigen Wochen auf, dass der republikanische Kandidat bei den Gouverneurswahlen in Illinois, Darren Bailey, auf Facebook die krude Behauptung aufgestellt hatte, dass der Holocaust auf der Skala der menschlichen Grausamkeiten „nicht im entferntesten“ so schlimm wie die Folgen der Abtreibung gewesen sei.

Neue Leserschichten versucht die Publikation nun mit aufwendig ge-

stalteten Bestenlisten anzulocken. Anfang 2022 wurde der Kanon *150 best Jewish Pop Songs* veröffentlicht. Eine Jury wählte dafür Werke von Bob Dylan, Leonard Cohen, Paul Simon, Randy Newman, Esther Ofarim und Amy Winehouse, aber auch weniger bekannte Songs wie *Good Evening Mr. Waldheim* von Lou Reed aus. Kinky Friedman, der heute 77-jährige Sänger und Satiriker aus Texas, ist mit dem provokanten Lied *They are not making Jews like Jesus any more* vertreten. Gekürt wurden nicht nur jüdische Autoren oder Interpreten, sondern auch Songs über jüdische Themen wie Isaac von Madonna oder David Bowies *Station to Station*, wo beide alte Motive aus der Kabbala einbauten. Dem Holocaust widmet die Bestenliste mehrere Songs, wie *Ghosts of Dachau* von The Style Council oder das provokant gemeinte *Belsen was a Gas* von den Sex Pistols. Eine kurze Auswahl des Kanons präsentierte der Autor dieser Zeilen am 1. Mai in der Ö1-Sendung *Spielräume spezial*.

Derzeit stellt *TheForward.com* einen neuen Kanon online: *125 greatest Jewish movie scenes*. Darunter findet sich Woody Allens *Annie Hall* mit dem witzigen Kontrast von Dinner-Parties einer protestantischen und einer jüdischen Familie in New York. In *The Big Lebowski* erklärt der Konvertit, warum er am Schabbat die Bowling-Kugel ruhen lässt. In *Borat* führt Sasha Baron Cohen die angebliche kasachische Tradition „Running the Jew“ vor. In *Cabaret* gesteht Fritz seiner jüdischen Geliebten im Berlin der 1930er Jahre, dass er Jude ist.

Und mit Szenen aus Filmen von Barbra Streisand will *The Forward* offenbar ein Versäumnis aus dem Pop-Song-Kanon wettmachen: Dort fand die Jury keinen einzigen ihrer Songs für aufnahmewürdig.

Charlotte Herman: „Wir sind da!“

© ISRAELITISCHE KULTUSGEMEINDE LINZ



Großes Engagement: Enthüllung der Erinnerungsstele vor dem Gemeindehaus für ermordete Linzer Jüdinnen und Juden.

Charlotte Herman ist seit 2013 engagierte und dynamische Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde Linz für das Bundesland Oberösterreich. Ihre jüdische Gemeinde ist wie eine große Familie.

VON RENÉ WACHTEL

aufgestellt werden und die Namen der Jüdinnen und Juden tragen, die einst dort gewohnt haben, ehe sie während der Schoa vertrieben und ermordet wurden. Geplant sind insgesamt 19 Stelen, finanziert von der Stadt Linz (www.linzerinnert.at). Die Linzer wollten keine „Stolpersteine“ wie in anderen Städten, denn, so die Begründung, „da wird herumgetrampelt“. Vor allem die Metapher mit der Klingel hat auch Charlotte Herman auf Anhieb gefallen. Sie betont das gute Verhältnis sowohl zur Stadt als auch zum Land Oberösterreich: „Sowohl unter dem Altlan-

deshauptmann und Altbürgermeister als auch jetzt unter Landeshauptmann Thomas Stelzer und Bürgermeister Klaus Luger gibt es immer ein offenes Ohr für unsere Anliegen und Probleme. Sie wollen wirklich, dass es ein jüdisches Leben gibt und sind immer für uns da! Dass muss man sagen, das war auch schon in den 1960er Jahren so, wo sehr schnell unser Wunsch nach einer neuen Synagoge verstanden und auch hilfreich von allen Institutionen umgesetzt wurde.“

In Linz wurde schon 1968 eine neue Synagoge errichtet, die noch heute ein wirklich besonders edler Sakralbau ist. Charlotte Herman führt mich nach einem kurzen Rundgang durch den Garten der IKG in ihre Arbeitsräume im ersten Stock des Gemeindehauses – und zurück in die Geschichte der oberösterreichischen Juden, die über lange Zeit mit Ansiedlung, Vertreibung, Ansiedlung, Vertreibung und Ermordung verbunden war. Schon um 1100 wurden Judendörfer im alpinen Bereich erwähnt. Um 1200 wurden Judengemeinden in Linz, Steyr und Enns gegründet. Im Mittelalter kam es zu Zeiten der Kreuzzüge und Pestepidemien immer wieder auch zu Pogromen und Verfolgungen der Juden in Oberösterreich. 1420/21 wurden, wie auch in Wien, alle Juden vertrieben. Erst um 1500 durften Juden aus Böhmen wieder an den Markttagen nach Linz fahren.

Doch erst nach dem Toleranzpatent von 1782 begann sich jüdisches Leben in Oberösterreich langsam zu etablieren. Nach der rechtlichen Gleichstellung der Juden in der Habsburger-Monarchie wurde 1870 die Israelitische Kultusgemeinde Linz-Urfahr gegründet und 1872 das Grundstück in der Bethlehemstraße 26 als Sitz der IKG Linz erworben. Damals begann die Blütezeit der jüdischen Gemeinde in Linz und Oberösterreich. 1876 wird Adolf Kurrein Rabbiner von Linz, im Jahr darauf wird die Synagoge in der Bethlehemstraße eingeweiht. Im Jahr 1923 lebten in Oberösterreich 1320 Juden (fast zwei Prozent der Gesamtbevölkerung), in der Schoa wurden 300



Juden aus Oberösterreich ermordet. 1945 kamen viele Juden, die aus Mauthausen und den Nebenlagern befreit worden waren, nach Linz. Die jüdische Gemeinde zählte damals etwa 12.000 Mitglieder. Am 6. Jänner 1946 wurde die Jüdische Kultusgemeinde Linz/Oberösterreich auch offiziell wieder gegründet, in den Räumlichkeiten in der Bethlehemstraße wurde ein provisorisches Bethaus eingerichtet.

Voller Überzeugung

Auch Simon Wiesenthal war lange Zeit in Linz tätig. Bis 1965 war er geschäftsführender Vizepräsident der IKG und schon 1947 gründete er in Linz das jüdische Dokumentationszentrum. Nach diesem Ausflug in die Geschichte der Juden in Oberösterreich will ich von der Präsidentin wissen, wie es heute um ihre Gemeinde bestellt ist. „Wir sind eine sehr kleine Gemeinde mit rund sechzig Mitgliedern, die aber nicht nur in Linz leben. Wir haben Familien in Gmunden, in Freistadt und auch in Perg bei Mauthausen. Das macht die Arbeit für die Jüdische Gemeinde nicht einfach.

Aber uns allen, die wir in der Kultusgemeinde engagiert sind, macht es unheimlich viel Freude. Wir schaffen es jeden Freitag Abend (ausgenommen im Sommer), auch einen schönen Gottesdienst mit Kiddusch zu organisieren.“ Früher, erzählt sie, gab es einen Vorbeter, einen ausgebildeten Bariton, der am Musiktheater in Linz tätig war und auch eine Kantorenausbildung hatte. Nun fungiert zu den hohen Feiertagen Peter Vassadi als Vorbeter. Er war einst aus Budapest nach Linz gekommen, lebt jetzt aber in Düsseldorf und kehrt zu den Feiertagen aus Verbundenheit nach Linz zurück. „Und seit 2019 haben wir einen ganz jungen Vorbeter aus Wien, David Gov Ari, erst 23 Jahre jung. Er kommt jeden Freitag Abend nach Linz und mit ihm haben wir wieder einen besonderen Vorbeter gefunden. Danke auch an den früheren Schammes von Wien, Rami Ungerklein, der uns immer hilfreich bei allen Fragen in diesem Zusammenhang zur Verfügung gestanden ist.“

Zu den Feiertagen gibt es auch immer einen Kiddusch, zwar nicht von einem koscheren Caterer, „aber wir

nennen es ‚koscher light‘, was wir hier in Linz haben“, lächelt sie und erzählt von den Pessachfeiern im Hotel, an die vierzig Menschen nehmen teil. „Es ist ein richtiges Familienfest. Da kommen auch Leute, die man sonst nicht sieht.“ Bei der Einweihung der Synagoge 1968 hielt Wiens Oberrabbiner Akiba Eisenberg einen feierlichen Gottesdienst ab, ebenso wie sein Sohn, Oberrabbiner Paul Chaim Eisenberg, nach der Restaurierung 2015. „Der neue Oberrabbiner von Wien, Jaron Engelmayer, war leider noch nicht da, aber daran war teilweise auch Corona schuld.“

Große Dynamik

Charlotte Herman hat vierzehn Jahre in Israel gelebt; nach dem ersten Golfkrieg kam sie mit ihrem Mann und den drei Kinder zurück nach Linz, wo sie sich sofort in der Gemeinde engagiert hat. Seit 2013 ist sie die Präsidentin. Neue Mitglieder zu bekommen ist schwer, eigentlich gehe das nur durch Zuwanderung. Es würden zwar Israelis in Linz und anderswo in Oberösterreich leben, aber nur wenige kommen dann auch zur IKG. „Wir haben seit

kurzem eine nette israelische Familie mit zwei kleinen Kindern. Die Frau ist sehr engagiert, sie macht ehrenamtlich Führungen in der Synagoge.“ Bei den ukrainischen Juden, die derzeit von der IKG in Wien betreut werden, wisse man ja auch nicht, ob sie bleiben werden.

Als besondere Höhepunkte ihrer Präsidentschaft nennt sie die Restaurierung, vor allem aber das fünfzigjährige Jubiläum der Synagoge im April 2018. „Aber eigentlich“, sagt sie, „gibt es immer Höhepunkte – so wie heute die Aufstellung der Stele auf unserem Grundstück. Und das muss ich auch sagen, seit einigen Jahren gibt es eine ungeheure Dynamik.“ Das Innenmini-

sterium stellt seit einigen Jahren die finanziellen Mittel für einen Sicherheitsdienst für Synagoge und Gemeindehaus, „das gibt uns ein Gefühl der Sicherheit. In Deutschland ist das anders, da wird die Sicherheit jüdischer Einrichtungen nicht von den Ländern gewährleistet, wie das Beispiel des versuchten Anschlages zu Yom Kippur vor drei Jahren zeigt, als ein Attentäter die Synagoge von Halle an der Saale stürmen und betende Juden töten wollte.“

Zur Dynamik zählt auch, dass der jüdische Friedhof in Linz bald fertig saniert sein wird. Und kürzlich wurde auf Initiative der Stadt Linz ein Platz in der Nähe des Gemeindezentrums nach Simon Wiesenthal benannt, er-

zählt Charlotte Herman, während sie mich durch das Gemeindehaus mit dem seinerzeitigen provisorischen Betsaal führt: „Das ist wie eine Zeitreise, es schaut noch genauso aus wie vor 75 Jahren. Wir haben nichts verändert.“

Nach einem Spaziergang durch den Garten und zur Synagoge besuchen wir den Simon-Wiesenthal-Platz. Auch IKG-Präsidentin Charlotte Herman sieht zum ersten Mal das Schild mit dem Namen Wiesenthals. Das, was sie gleich am Anfang unseres Gesprächs als ihren Leitsatz für ihre Arbeit und für die jüdische Gemeinde in Linz und Oberösterreich formuliert hat, sagt sie auch jetzt: „Wir sind da – am Yisrael chai.“

© ISRAELITISCHE KULTUSGEMEINDE LINZ



Architektonisches Kleinod

Bei einem Besuch der jüdischen Gemeinde in Linz wird man sofort auf ein architektonisches Kleinod aufmerksam: die alte Synagoge. Errichtet 1877 in der Bethlehemstraße auf dem offiziellen Grundstück der Kultusgemeinde, hat sie wie fast alle Synagogen und Bethäuser in Österreich die Reichsprogromnacht im November 1938 nicht überstanden. Sie wurde von den Nationalsozialisten niedergebrannt, die Inneneinrichtung teilweise ausgeraubt. Nach Ende des Krieges, und weil sich in Linz viele gestrandete und befreite Juden aus Mauthausen und den Nebenlagern befanden, wurde im Gemeindehaus

ein provisorischer Gebetsraum errichtet. Dieser besteht noch heute und kann besichtigt werden. In den 1960er Jahren beschloss die Gemeinde, am Platz der alten Synagoge eine neue zu errichten. Die finanziellen Mittel wurden durch Stadt und Land Oberösterreich bereitgestellt, die Synagoge wurde 1968 feierlich eröffnet. Man betritt also einen kompletten Neubau, der sich jedoch harmonisch in das Grundstück einfügt. Bereits nach wenigen Schritten durch den die Synagoge von der Straße trennenden Garten macht sich ein Gefühl von Ruhe bemerkbar, bis schließlich der Bau selbst sichtbar wird. Entworfen in kubischem Stil von Fritz Goffitzer, schreibt der Architekt: „Die einzelnen Gebäudeteile wurden entlang der ostwest-gerichteten

Längsachse symmetrisch angeordnet. Um trotz der Kleinheit der Baumasse eine der Widmung des Gebäudes gemäße Überhöhung zu erreichen, habe ich den Bau auf ein mit Granitsteinen gepflastertes erhöhtes Plateau gestellt, das durch eine geschwungene Stützmauer begrenzt wird. Diese beiden Komponenten – Überhöhung und Begrenzung – entrücken den Bau aus der Profanwelt in eine neue Ebene, die einem Tempelbezirk gleichkommt. Diese Niveauverschiebung läßt den Bau optisch wesentlich größer erscheinen als er in Wirklichkeit ist“.

Und tatsächlich fühlt man sich wie in einem der profanen Welt entrückten Tempelbezirk. Nicht weniger eindrucksvoll wirkt der quadratische Gebetsraum, der durch einen langen, niedrigen Gang betreten wird. Obwohl keine Fenster vorhanden sind, wird durch ein Gegengewölbe ein Lichtstrahl gesetzt, der eine optische Wärme erzeugt. Die Sitzreihen stehen in U-Form zueinander, im Mittelpunkt findet sich Pult, an dem gebetet wird. In der Ostwand erkennt man einen steinernen Thoraschrein, der so errichtet wurde, dass er auch nach außen, ins Freie, ragt. An den Wänden finden sich Darstellungen der zwölf Stämme Israels des österreichischen Malers und Lyrikers Fritz Fröhlich. Führungen sind jederzeit nach Anmeldung möglich. (René Wachtel)

„Es geht um das Museum, nicht um mich“

© OURIEL MORGENSZTERN



Barbara Staudinger, geboren 1973 in Wien, erkennt als neue Direktorin viele Gründe, warum Menschen nicht ins Jüdische Museum kommen. Vor allem die Schwellenangst: „In unseren Fall gibt es noch die doppelte Hürde des Jüdischen“.

Die Historikerin und Ausstellungskuratorin Barbara Staudinger leitet seit Juli das Jüdische Museum Wien (JMW). Die Nachfolgerin von „NU“-Herausgeberin Danielle Spera über aktuellen Antisemitismus, gängige Missverständnisse und ihre beruflichen Ziele.

VON THOMAS TRENKLER

NU: Nach Ihrer Promotion 2001 kuratieren Sie etliche Ausstellungen, waren von 2005 bis 2007 Kuratorin am Jüdischen Museum in München. Die Leitung des Jüdischen Museum Wien hat Sie 2009, als eine Nachfolge für Karl Albrecht Weinberger gesucht wurde, nicht interessiert?

Barbara Staudinger: Ich fühlte mich damals zu jung und unerfahren. Als ich von der Forschung ins Museum kam, erkannte ich, dass die kreative Umsetzung von Wissenschaft meinen Stärken entspricht. Ich dachte mir: Das ist genau mein Feld! Die Idee, dass man ein Museum auch leiten könnte, kam aber erst mit der Zeit.

Und so wurden Sie 2018 Direktorin des Jüdischen Museums Augsburg?

Ich habe gar nicht mitbekommen, dass die Stelle ausgeschrieben war. Aber der wissenschaftliche Beirat brachte meinen Namen ins Spiel. Daher wurde ich gefragt, ob ich mich nicht bewerben will.

Warum brachte er Ihren Namen ins Spiel?

Augsburg liegt als Reichsstadt im historischen Vorderösterreich, umgeben von ehemals habsburgischen Erbländern. Das Besondere an der Gegend sind die jüdischen Landgemeinden in der frühen Neuzeit, die groß und kulturell bedeutsam waren. Zu ihnen hatte ich bereits geforscht. Insofern kam ich mit einem Vorwissen nach Augsburg.



„Der Holocaust bleibt aktuell. Ein eigenes Museum ist nicht länger wegzargumentieren.“

Augsburg steht im Schatten von München. Was macht das dortige Jüdische Museum aus?

Es wurde 1985 gegründet – als erstes in der BRD – und hat, wie das Wiener, zwei Standorte. Der eine ist die wunderschöne Stadtsynagoge, die das Novemberpogrom 1938 überdauert hat, immer wieder als Filmkulisse dient und weiterhin von der Israelitischen Kultusgemeinde genutzt wird. Dort sind die Dauerausstellung und die Büros untergebracht – gleich neben jenen der Kultusgemeinde. Es gibt daher eine große Nähe zur IKG. Der zweite Standort – für die Wechselausstellungen – ist die älteste bayerische Land-

synagoge, sie befindet sich im heutigen Stadtteil Kriegshaber auf ehemals Habsburger Territorium.

In Wien sitzt die IKG im Aufsichtsrat des Jüdischen Museums. Ist die große Nähe nicht auch problematisch?

Wenn man die Frage in Richtung einer möglichen Einmischung stellt, geht man davon aus, dass die Kultusgemeinde und das Jüdische Museum verschiedene Interessen haben. Ich glaube, und das gilt für Augsburg wie für Wien: Es gibt zwei unterschiedliche Institutionen, die unterschiedlich arbeiten, aber im Endeffekt geht es beiden um dasselbe: um den Kampf

gegen den Antisemitismus, die Bekämpfung von Vorurteilen innerhalb der Bevölkerung und die Verbreiterung des Wissens über jüdische Geschichte und Kultur. Es geht daher nicht um Einflussnahme, sondern um die Frage: Wo können wir kooperieren, um uns gegenseitig zu stärken? Darüber habe ich auch mit Oskar Deutsch, dem Präsidenten der IKG Wien, gesprochen.

Die IKG ist im Aufsichtsrat des JMW aber durch Ariel Muzicant vertreten. Gibt es schon konkrete Ziele?

Zum Beispiel, dass es in den Schulen mehr pädagogisches Programm

zur Antisemitismus-Prävention geben muss. Ariel Muzicant hat mir dieses Anliegen vorgetragen und ist bei mir offene Türen eingerannt. Ich glaube, dass man mehr tun muss, als nur Klassen ins Museum zu holen. Man muss in die Schulen gehen!

Verunmöglicht die Nähe zur IKG nicht Fragestellungen, etwa zur Siedlungspolitik Israels?

Als Museum in Wien einen rezenten politischen Konflikt in Israel zu kommentieren, fände ich prinzipiell falsch. Unser Programm muss etwas mit der Stadt zu tun haben. Aber an Israel wird man nicht komplett vorbeikommen. Ein Thema könnte zum Beispiel sein, was die Wiener Jüdinnen und Juden mit Israel verbindet. Natürlich spielt hier auch die Politik hinein, aber in einem konkreten thematischen Kontext.

In dieser Stadt wird sehr wohl diskutiert, ob eine Kritik an der Politik des Staates Israel möglich ist, ohne sich gleich den Antisemitismus-Vorwurf einzuhandeln.

Das ist tatsächlich schwierig. Denn es gibt sehr wohl Äußerungen, die als Kritik an der Politik daherkommen, aber in Wirklichkeit antisemitisch sind. Ja, das könnte man thematisieren, aber vielleicht nicht in der Form einer Ausstellung. Hierzu müsste man sich nämlich fragen, welche Objekte man denn zeigen könnte.

Glauben Sie wirklich, dass die Judenfeindlichkeit in der österreichischen Bevölkerung zugenommen hat? Ich bemerke eine eher gegenläufige Tendenz: Vor zwei Jahrzehnten äußerte man sich sehr negativ über die Restitution von Kunstobjekten – heutzutage ist sie akzeptiert.

Ich gebe Ihnen recht, was die Restitution angeht. Auch deshalb, weil die österreichischen Maßnahmen international großen Applaus bekamen. Die Museen haben daher mit dem Herumlavieren aufgehört und ernsthaft die Bestände geprüft.

Hat nicht auch das Jüdische Museum Wien viele Jahre lang herumlaviert – wegen der IKG-Bestände?

Ja, ich glaube schon. Aber es geht nicht nur um die IKG-Bestände, sondern etwa auch um Schenkungen und Ankäufe mit ungeklärten Provenien-

zen. Dass jüdische Museen keine Provenienzforschung brauchen, stimmt einfach nicht. Nein, sie ist notwendig. Wie werden uns die Provenienzen fraglicher Objekte und Bestände genau anschauen und gegebenenfalls reagieren. Das ist eine Selbstverständlichkeit. Aber ich möchte noch zum Antisemitismus antworten: Er hat sich auf eine andere Ebene verlagert. Es gibt weiterhin große Vorurteile, und die Verschwörungstheorien haben in Zusammenhang mit Corona eine Renaissance erlebt.

Ist die Zunahme von antisemitischen Vorfällen nicht eine Folge des Zuzugs aus muslimischen Ländern, für den die österreichische Bevölkerung gar nichts kann?

Welchen kulturellen Hintergrund es für Antisemitismus gibt, ist den Opfern im Prinzip egal. Aber es stimmt natürlich: Wenn wir von Antisemitismus in Österreich reden, müssen wir verschiedene Faktoren auseinanderhalten. Nur sollte dies nicht vom eigentlichen Thema ablenken – und das ist der Antisemitismus. Ich habe leider immer öfter das Gefühl, dass die Diskussion immer bei der Herkunft des Antisemitismus steckenbleibt und es immer weniger um die Bekämpfung des Antisemitismus selbst geht.

Warum präsentieren jüdische Museen fast ausschließlich jüdische Künstlerinnen und Künstler? Oder stempeln sie mitunter als Jüdinnen und Juden ab, obwohl sich diese nicht als solche definieren?

Ein jüdisches Museum muss das Problem ansprechen und sich in jeder Ausstellung fragen: Was ist jüdisch? Und: Was ist jüdische Kunst? Wenn der Künstler Jude ist? Und wenn ja, nach welcher Definition? Gibt es diese Kategorie überhaupt und ist es wichtig, das zu kategorisieren? Meines Erachtens geht es beim Ausstellen von Kunst um die Kunst – und nicht allein um die Biografie des oder der Kunstschaftenden. Und wenn ich die Biografie eines Künstlers thematisieren will, ist es vielleicht besser, dies mit Fotos aus dem Familienalbum zu machen. Denn sie sagen möglicherweise viel mehr aus als das Kunstwerk, das in einem bestimmten Kontext entstanden ist.

Wie werden sich diese Fragestellungen auf Ihr Programm auswirken?

Die erste große Ausstellung hat den Titel *100 Missverständnisse über und unter Juden* und wird am 29. November eröffnet. Das Museum wird sich also unter anderem selbstkritisch fragen, wie es selbst dazu beiträgt, Stereotype und Missverständnisse zu bedienen. Die Ausstellung prüft die These, dass viele Vorurteile auf einem grundsätzlichen Missverständnis fußen. Ein Missverständnis ist zu Beispiel, dass Juden moralisch höher stehen müssten, weil sie etwas aus dem Holocaust gelernt haben. Die Ausstellung ist zudem eine gute Gelegenheit, die eigene Sammlung zu hinterfragen: Stützen Objekte der Sammlung Vorurteile oder falsche beziehungsweise problematische Bilder von Juden?

Sie haben keine jüdischen Wurzeln. Es könnte daher die Frage aufgetaucht sein: Gibt es keine Jüdin, die das Museum leiten kann?

Ich frage zurück: Würde es meiner Arbeit etwas hinzufügen, wenn ich Jüdin wäre? Es geht um das Museum – und nicht um mich. Meine Wurzeln sind unerheblich, da ich mich ja nicht selber ausstelle. Vielmehr geht es um meine Expertise – und diese habe ich, denke ich, gezeigt.

Das JMW ist der Teil der Wien Holding. Ist es da gut aufgehoben?

Ich finde schon. Die Holding gehört ja der Stadt Wien.

Passt die finanzielle Ausstattung?

Wir gehen harten Zeiten entgegen, die Inflation ist hoch, die Betriebskosten steigen. Sagen wir so: Es gibt mittlerweile mehrere Krisen, die von den Museen gemeistert werden müssen. Entweder schaffen wir es gemeinsam als Gesellschaft, sie zu erhalten, weil wir der Meinung sind, dass die Museen etwas zu unserer Lebenswirklichkeit beitragen und daher relevant sind. Oder es wird die Museen nicht mehr geben.

Was Sie sich allerdings nicht vorstellen können. Also braucht es mehr Geld.

Anders wird es nicht gehen. In diesem Zusammenhang stellt sich zum Beispiel die Frage: Haben die Wienerinnen und Wiener nicht ein Anrecht

auf eine Darstellung ihrer Geschichte? Ich finde es richtig, dass im Wien Museum künftig, nach der Wiedereröffnung, der Eintritt in die Dauerausstellung frei sein wird.

Auch Sie hätten gerne den Gratiseneintritt für Wienerinnen und Wiener?

Nicht unbedingt. Was ich viel lieber hätte, wäre ein Budget für Programme außerhalb des Museums. Denn es gibt viele Gründe, warum Menschen nicht ins Museum kommen. Der Eintrittspreis ist nur eine der Hürden. Eine andere ist der Anfahrtsweg – etwa wenn man in den Außenbezirken wohnt. Oder die Sorge, dass man im Museum unangenehm belehrt werden könnte. Dafür will niemand zahlen. Und in unseren Fall gibt es noch die doppelte Hürde des Jüdischen. Weil sich viele denken, dass hier der Holocaust abgespielt wird. Oder dass es eine religiöse Schlagseite gibt. Das heißt: Wir müssen diese Schwellenängste abbauen. Und daher müssen wir nach draußen gehen.

Ihre Vorgängerin hat in der Stadt „Sternstelen“ von Lukas Kaufmann aufstellen

lassen – sie markieren die Standorte zerstörter Synagogen.

Dass es diese Erinnerungszeichen gibt, ist wichtig. Ich habe das Nachdraußen-gehen allerdings lauter gemeint – zum Beispiel mit Veranstaltungen an verschiedenen Orten, wo es etwa um die Frage gehen könnte, was ein jüdisches Museum überhaupt leisten soll.

Der Holocaust wird im JMW thematisiert, steht aber nicht im Zentrum. Braucht Wien ein eigenes Holocaust-Museum?

Ja! Und wenn es einem, ich polemisiere jetzt, wirklich leidtut, was im Nationalsozialismus passiert ist, dann errichtet man es auf dem Heldenplatz.

Dort, in der Neuen Burg, befindet sich das Haus der Geschichte der Republik. Es konzentriert sich in seinen Wechselausstellungen auf die Zeit des Nationalsozialismus.

Das reicht nicht. Viele unserer amerikanischen Besucher sind enttäuscht, weil der Holocaust in der Dauerausstellung nicht breit dargestellt wird. Unsere Mitarbeiterinnen sagen dann: „Wir sind ein jüdisches Museum.“

Worauf die Frage kommt: „Und wo ist das Holocaust-Museum?“ Eigentlich müsste man antworten: „Österreich ist zwar zusammen mit Deutschland das Täterland, aber leider ist uns das Thema nicht wichtig genug. Es gibt bloß im Hinterhof des alten Rathauses eine doch recht versteckte Ausstellung des Dokumentationszentrums des österreichischen Widerstands.“ Was ich sagen will: Der Holocaust bleibt aktuell. Ein eigenes Museum ist nicht länger wegzuarargumentieren. Es ist beschämend, dass es derart lange wegargumentiert wurde.

Jede neue Direktion macht eine neue Dauerausstellung – gilt diese Aussage auch für Sie?

Die Dauerausstellung wird demnächst zehn Jahre alt. Ich will jetzt nichts niederreißen, aber ich sehe dieses Datum als Startschuss, um über eine neue Dauerausstellung nachzudenken. Die erste Frage wird daher lauten: Brauchen wir eine Dauerausstellung? Ich will diesen Prozess breit gestalten und offen angehen.



Wir wünschen
ein gesegnetes und süßes
Neujahrsfest!

Information & persönliche Beratung zum Ausbildungsangebot
des Jüdischen Beruflichen Bildungszentrums:

☎ 01/33106 500

✉ boi@jbbz.at

[f](https://www.facebook.com/jbbz.at) [i](https://www.instagram.com/jbbz.at) [@jbbz.at](https://www.youtube.com/jbbz.at)

[S](https://www.youtube.com/jbbz.at) JBBZ_BOI

Viel Lärm garantiert



Die Debatte über antisemitische Karikaturen auf der Documenta fifteen sorgt seit Wochen für empörte Aufregung und teilweise maßlose Anschuldigungen. Zwei Kommentare zum Thema.

Moralisch bankrott

VON PHILIPP PEYMAN ENGEL

Die Documenta war angetreten, um dem Globalen Süden endlich eine Stimme zu geben. Zu Recht. Doch von der Weltkunstschau werden Werke aus Indonesien, Algerien oder Gaza in Erinnerung bleiben, die eindeutig jüdenfeindlich sind.

Selten war die jüdische Gemeinschaft in Deutschland so in Aufruhr. Ganz gleich, mit wem man in den letzten Monaten zwischen Berlin und Bonn oder Konstanz und Kiel gesprochen hat – mit Schoa-Überlebenden, Künstlern, Funktionären, Journalisten oder ganz normalen Gemeindemitgliedern –, die Betroffenheit, das Entsetzen, ja der Schock unter jüdischen Deutschen ist immens.

Die weltweit wichtigste Kunstausstellung Documenta sorgt seit Mona-

ten für einen Antisemitismus-Skandal nach dem anderen, jeder für sich genommen mit einer Tragweite, wie man es bis vor kurzem noch für undenkbar gehalten hätte. Es ist ein Scheitern, das seinesgleichen sucht.

Was unterscheidet die Documenta in Kassel eigentlich noch vom antisemitischen Karikaturenwettbewerb in Teheran, den die iranischen Mullahs regelmäßig ausrichten? Die bittere Antwort: offenkundig nicht mehr viel.

In der ohnehin schon endlos scheinenden Reihe an Antisemitismus-Skandalen ist nun jüngst ein weiterer Eklat hinzugekommen: Erneut werden auf der Documenta übelste jüdenfeindliche Darstellungen gezeigt. Diesmal im Fridericianum, in dem ein Raum dem Kampf algerischer Frauen um Emanzipation gewidmet ist.

Dort wird eine faksimilierte Broschüre ausgestellt, in der sich von der Kindermord-Legende über jüdenfeind-

liche Karikaturen in *Stürmer*-Manier samt Hakennase bis hin zu Vergewaltigungsfantasien sämtliche Facetten des Antisemitismus finden.

Den Weg dafür frei gemacht hat, man muss das so klar sagen, Documenta-Interimschef Alexander Fahrenholtz. Noch wenige Tage vor dem neuesten Judenhass-Fund auf seiner Ausstellung hatte er angekündigt, die Ausstellungen nicht in Hinblick auf Antisemitismus überprüfen zu wollen. Stattdessen schwadronierte der Kulturmanager davon, dass „die Documenta als Ausstellung auf einem hervorragenden Kurs“ sei. „Die Zahlen sind sehr gut, die Stimmung auch.“ Nein, das ist sie nicht. Zumindest nicht in der jüdischen Gemeinschaft. Die Documenta ist moralisch bankrott. Es ist mehr als fraglich, ob das Konzept Weltkunstausstellung Kassel nach diesem Scheitern vor aller Welt jemals wieder funktionieren kann. Der nun einzige

richtige Schritt wäre es, die Documenta 15, die als antisemitische „Documenta der Schande“ in die Geschichte eingehen wird, endlich zu beenden.

Zur Erinnerung: Auf der Kunstschau war nach ihrer Eröffnung im Juni ein massiv judenfeindliches Werk der indonesischen Künstlergruppe Taring Padi gezeigt worden. Monate zuvor waren Antisemitismus-Vorwürfe gegen die indonesischen Kuratoren Ruangrupa laut geworden. Jüdische Künstler aus Israel wurden von ihnen bewusst gar nicht erst eingeladen. Stattdessen wurde die BDS-Verharmloserin Emily Dische-Becker beschäftigt, die Angehörigen der Documenta Nachhilfe in Sachen Israelhass gab, wie ein geleaktes Video dieser Tage eindrücklich zeigte.

Auch der *Gaza-Guernica*-Zyklus von Mohammed al Hawajri verdreht den Konflikt zwischen Israel und den Palästinensern und dämonisiert Israel. Die Installationen der Halal-Frittierhähnchenimbisse von Hamja Ahsan und die Filme der Japanischen Roten Armee aus dem Umfeld des früheren Linksterroristen und Regisseurs Masao Adachi verharmlosen Terroranschläge gegen Israelis und verhöhnen dadurch die Opfer. Die Filme werden von der Documenta als Zeichen der Solidarität zwischen Japanern und Palästinensern bezeichnet. Das ist Verherrlichung von Terror. Trotz lauter Kritik ist all das nach wie vor in Kassel öffentlich zu sehen.

Die Documenta fifteen war angetreten, um dem Globalen Süden endlich eine Stimme zu geben. Zu Recht. Doch von dieser Weltkunstschau werden ausschließlich Werke aus Indonesien, Algerien oder Gaza in Erinnerung bleiben, die eindeutig judenfeindlich sind.

Wenn das die viel gepriesene Perspektive des Globalen Südens ist, dann möge man uns damit bitte verschonen. Oder in Deutschland nie wieder „Nie wieder“ sagen. Entmenslichende Karikaturen wie die auf der Documenta sind uns bereits aus der jüngeren deutschen Geschichte zur Genüge bekannt – ihre katastrophalen Folgen erst recht.

Philipp Peyman Engel ist Chef vom Dienst der Wochenzeitung „Jüdische Allgemeine“

Schluss mit Kunstwelpenschutz

VON ANDREA SCHURIAN

Was regt eine kunstsaturierte Gesellschaft noch auf, außer der Verwendung des falschen Pronomens sowie fehlenden Gendersternen und -unterstrichen? Genau! Nichts. Mediokre Kunst schon gar nicht, im Gegenteil: Da wird hineininterpretiert, was bei genauerem Hinsehen doch nicht hält. „Interessant“ ist übrigens ein stets adäquates Nullwort, um elegant ins argumentative Leo zu gelangen.

So gesehen ist der antisemitische Kunstbetriebsunfall auf der Documenta 15 in Kassel eine echte Herausforderung, weil: Freiheit der Kunst! Wenn Kuratoren und Kunstschaaffende dann noch dazu Künstlerkollektive aus dem globalen Süden sind, fordern woke Zeitgenossen instant eine Art Kunstwelpenschutz – und merken gar nicht, wie herablassend und paternalistisch das ist.

Mit Diskurs auf Augenhöhe hat das jedenfalls nichts zu tun. Oder ist Antisemitismus und ein mit Raffzähnen gemalter Jude weniger verwerflich in Weltgegenden, die man früher als Schwellenländer bezeichnet hätte? By the way: Wo verläuft die Demarkationslinie zum globalen Süden? Israel gehört offensichtlich nicht dazu, obwohl es ebenso südlich oder gar südlicher liegt als z.B. Tunesien, Syrien oder der Irak.

Trotzdem stellt auf der Documenta 15 kein israelischer Künstler (m/w/*) aus. Auch die erste Documenta im Jahr 1955 war übrigens judenfrei: Ihr Mitgründer und spätere Direktor der Neuen Nationalgalerie Berlin, Werner Haftmann (1912–1999), der im Zweiten Weltkrieg an Kriegsverbrechen beteiligt gewesen war, fand nämlich, dass mit Ausnahme von Marc Chagall Juden für die moderne Kunst keine Relevanz hätten.

Heuer hat das Documenta-Kuratorenkollektiv Ruangrupa eine erkleckliche Anzahl an BDS-Aktivist*innen nach Kassel geholt. BDS ist das Akronym für Boykott, Desinvestitionen, Sanktionen und hat das Ziel, Israel wirtschaftlich, kulturell und politisch zu isolieren und letztlich zu vernichten. So gastiert u.a. das Khalil al-Sakakini Cultural Center (KSCC), benannt nach dem palästinensischen Hitler-Sympathisanten Khalil

al-Sakakini (1878–1953), in Kassel. Auf dem Kasseler Friedrichsplatz wurde der acht mal zwölf Meter riesige antisemitische Wimmelbildkitsch *People's Justice*, made by Taring Padi aus Indonesien, zuerst auf-, dann ver- und schließlich abgehängt. Man habe, so Taring Padi, nicht gewusst, dass ein orthodoxer Jude mit SS-Symbol am Hut oder ein mit „Mossad“ beschrifteter Helm über einem Schweinsgesicht antisemitisch sei. Echt?

Anders als „People's Justice“ hängt das nicht minder antisemitische Werk „Guernica Gaza“ immer noch. Auch die von der Initiative „Archives des luttes des femmes en Algérie“ ausgestellte Broschüre mit Zeichnungen, die dem Staat Israel die Legitimität absprechen, liegt nach wie vor auf. Ruangrupa findet die Karikaturen nicht antisemitisch und der Documenta-Interimschef Alexander Farenholtz auch nichts Anrühiges daran. Mit dem Hinweis, „dass Zensurbehörden ihre Geschichte und ihren Kontext in Deutschland und weltweit haben“, lehnen die Künstlerkollektive die Empfehlung des Aufsichtsrates, „in einen Prozess der Konsultation mit Wissenschaftlern aus dem Bereich des zeitgenössischen Antisemitismus einzutreten“, in einem offenen Brief strikt ab.

Zu viel echte Auseinandersetzung? Zu viel nord-südgefällige Nachhilfe? Dass Mitglieder von Taring Padi nur mehr unter Polizeischutz durch Kassel gehen können, ist allerdings auch bestürzend. Denn ein offen geführter Disput tut der Kunst ebenso wie der Gesellschaft prinzipiell immer gut. Die überwiegende Mehrzahl der an 32 Schauplätzen ausgestellten Arbeiten ist nicht antisemitisch. Vieles ist spannend, anderes belanglos, manches von gehobener Fadesse, wie das halt so ist bei Groß- und Gruppenausstellungen. Aber vielleicht sollte man sich tatsächlich der Frage stellen, ob Megaevents wie die präntiös „Weltkunstschau“ genannte Documenta überhaupt noch zeitgemäß sind. Womöglich entpuppt sich die Ausgabe Nr. 15 ja nun als hunderttägige Begräbnisfeierlichkeit für das „Schafstallgeblöke der kulturellen Identitäten“ (Bazon Brock).

Andrea Schurian ist „NU“-Chefredakteurin

Hitzige Atmosphäre

© APPLE TV+



Die vermeintliche Psychologin und der echte Geheimdienstchef spielen Katz und Maus: „Teheran“ bietet auch in der zweiten Staffel brisante Spannung.

Die hochgelobte israelische Serie „Teheran“ orientiert sich auch in der zweiten Staffel an realpolitischen Ereignissen.

VON MICHAEL PEKLER

Als vor wenigen Monaten die festgefahrenen Gespräche zum Atomdeal mit dem Iran wieder einmal aufgenommen wurden, hielten sich Zuversicht und Pessimismus die Waage. Immerhin handelte es sich um die bereits achte Auflage der 2015 begonnenen Verhandlungen – und der Schaden, den Donald Trump mit dem Ausstieg der USA aus den Verhandlungen verursacht hatte, war erheblich: Das in der Zwischenzeit in Teheran erworbene technologische Wissen ging trotz Sanktionen wohl kaum verloren.

„Ich bin nach wie vor der Meinung, dass die Diplomatie der beste Weg ist, um dieses Ziel zu erreichen“, so US-Präsident Joe Biden, der Trumps Scherben auch hier aufkehren muss. Anders sieht das Israels Ministerpräsident Yair Lapid, für den nur eine „glaubwürdige militärische Drohung“ den Iran vom Besitz nuklearer Waffen

abhalten kann. „Das Einzige, was den Iran aufhalten wird, ist die Gewissheit, dass die freie Welt Gewalt anwenden wird, wenn das Land sein Atomprogramm weiter ausbaut“, so Lapid bei den Verhandlungen in Katar.

Man braucht diese Informationen aus der diplomatischen Wirklichkeit nicht unbedingt, um auch die zweite Staffel von *Teheran* (auf Apple TV+) als eine der aktuell spannendsten TV-Serien zu erleben, die von der Realpolitik gespeist werden: Während die Diplomatie am grünen Tisch darum ringt, dass das iranische Urananreicherungsprogramm im Gegenzug für eine Lockerung der Sanktionen kontrolliert werden darf, liefert sich im Serienformat der israelische Geheimdienst einen packenden Kampf mit seinem iranischen Pendant.

Mit der Fortsetzung der zu Recht hochgelobten Spionageserie hat sich nun allerdings das Szenario verschoben: Nachdem in der ersten Staffel die iranischstämmige Mossad-Agentin Tamar (Niv Sultan) den Auftrag hatte, das gegnerische Raketenabwehrsystem zu hacken, um einen israelischen Luftangriff auf einen Atomreaktor zu ermöglichen, stehen nun die Zeichen auf Defensive. Für Tamar geht es einerseits darum, in der iranischen Me-

tropole nicht geschnappt zu werden, andererseits die – in der ersten Staffel geknüpften – Beziehung zum oppositionellen Studenten Milad (Shervin Alenabi) weiterhin für eigene Zwecke zu missbrauchen. Und sich nicht zuletzt über familiäre Umwege – einen Sohn, der dem Nachtleben und Edeldrogen nicht abgeneigt ist – an den neuen Führer der Revolutionsgarde heranzupirschen, der von der Atom-bombe für den Gottesstaat träumt und gegen den jeder Hardliner als Weichei dasteht.

„It's not that Israel is good and Iran is bad.“ Zum Start von *Teheran* vor zwei Jahren bemerkte Autor und Showrunner Moshe Zonder (*Fauda*) in mehreren Interviews, dass es ihm, auch als ehemaligem Journalisten, wichtig sei, den sogenannten Erzfeind Israels vor allem in einer israelischen Produktion nicht als das ultimative Böse zu zeichnen. Und tatsächlich bemüht sich *Teheran* um ausreichend Schattierungen und psychologische Grauzonen – ohne dabei die konventionellen Genreregeln zu missachten.

Die hitzige Atmosphäre der ersten Staffel bestimmt denn auch die – abermals durchgehend von Daniel Syrkin inszenierte und in Athen gedrehte – Fortsetzung, womit nicht nur der Undercover-Agentin keine Zeit zum Verschnaufen bleibt. Selbst zwischen den Verfolgungsjagden, Wortgefechten, Prügeleien und Camouflagen hält *Teheran* das Erzähltempo fortwährend hoch und lässt das Bodenpersonal auf den Straßen Teherans getrieben wirken: im Kampf gegen den Feind, im Wettlauf gegen die Uhr und unter Druck gesetzt von Vorgesetzten, die aus sicherer Entfernung die Befehle erteilen. Einzig die Psychologin Marjan (Glenn Close), die sich vorgeblich um die psychisch labile Frau von Geheimdienstchef Faraz (Shaun Toub) kümmert, wirkt in diesem Szenario wie ein Fremdkörper, der plötzlich in Gestalt eines US-Stars auftaucht. „We are playing a long game here“, meint sie über die breit angelegte Mossad-Operation. Derart treffend könnte man auch *Teheran* als Serie beschreiben.

Macht der Puppen

© ARTISANEN



Das deutsche Puppentheater-Ensemble „Artisanen“ inszeniert die Geschichte der Anne Frank auf eindringliche Weise als Figurenspiel.

Die Theatergeschichte ist voller Beispiele: Die Puppenfigur dient nicht nur zur Unterhaltung, sondern auch zur Aufarbeitung von Traumata und subversiver Kritik am politischen System.

VON ROSALINDA NAPADENSKI

Von einer unmittelbaren Verarbeitung traumatischer Erlebnisse zu sprechen, würde wohl zu weit gehen, aber die Geschichte ist voller entsprechender Hinweise: Wo Menschen leiden, kommen auch Puppen in Form von Theaterstücken zum Einsatz, nicht nur an Schreckensorten wie in Konzentrationslagern, sondern oft auch in Camps für Geflüchtete und dort, wo Krieg herrscht.

Denn Puppen sind uns vertraut und dennoch leblos genug, um sie mit unseren Sorgen, Traumata und Gefühlen zum Leben zu erwecken. Sie können in Extremsituationen das eigentlich Unsagbare, das Undarstellbare greif-

barer machen. Denn im Gegensatz zu menschlichen Darstellern, die auf der Bühne in eine andere Rolle schlüpfen, sind die Puppen anonym. Weshalb sie als ideales Medium dienen, um Diktaturen und politische Geschehnisse zu kritisieren: Die Puppe ist dem Spieler oder der Spielerin hilflos ausgeliefert, weshalb sie den Kampf nach Freiheit repräsentiert.

Raum für Fantasien

Der jüdisch-britische Regisseur Peter Brook meinte in seiner Theatertheorie, dass Schauspieler und Schauspielerinnen, die auf der Bühne „nichts“ tun, ihre Gedanken sichtbar machen und somit zu einer Projektionsfläche werden würden. Dieser Idee folgend bietet die Puppe eine noch größere Projektionsfläche, weil sie keine Mimik und keine Gedanken vorgibt – und damit dem Publikum zur Aufarbeitung von Geschehnissen einen größeren Raum für dessen Fantasien ermöglicht.

Und die Zeit des Puppentheaters ist noch nicht vorbei, wie etwa Nikolaus Habjan, der wohl bekannteste Puppenspielkünstler Österreichs, beweist. Und wie das Schubert-Theater in Wien

zeigt, können Puppen auch unterhalten und verzaubern.

Shlomit Tripp wiederum nutzt die Möglichkeiten des Puppentheaters, um die jüdische Kultur vor allem Kindern näherzubringen. Sie geht davon aus, dass Nichtjuden jüdische Menschen unweigerlich mit dem Holocaust in Verbindung bringen, was zu Unbehagen führt und ein negativ konnotiertes Bild schafft. In ihrem Studio stellt die aus Istanbul stammende Künstlerin ihre Puppen selbst her. „Buba“ bedeutet auf Hebräisch Puppe und „Bubele“ – was auf Jiddisch wiederum so viel bedeutet wie kleiner Liebling.

Kasperl im Krieg

Während der NS-Zeit, der Franco-Diktatur in Spanien oder Pinochets Gewaltherrschaft in Chile verhandelte das Puppentheater politische Themen, die grotesk und überspitzt dargestellt wurden. Die verbotene und gefährliche Kritik am System geschah unterschwellig, dennoch erkannten die Nazis schon früh die subversive Kraft des Puppentheaters und zensurierten oder verboten viele Stücke. Gleichzeitig nutzten sie ihrerseits den Kasperl, um bei Kindern für Antisemitismus und Krieg zu werben.

Ein bekanntes Beispiel für die Zensur ist der tschechische Marionettenspieler Josef Skupa, der nach dem Ersten Weltkrieg die Figuren Spejbl und Hurvínek kreierte, um mit ihnen Kritik an der deutschen Besatzung zu üben. 1944 wurde Skupa von der Gestapo verhaftet und ins Gefängnis in Dresden gebracht, aus dem er aber fliehen konnte. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde das Marionettentheater Spejbl und Hurvínek wieder aufgenommen und ist bis heute bekannt.

Rote Pyramiden

© HAEMMERLI/CC BY-SA 4.0



Vladimir Sorokin bei der Präsentation seines aktuellen Erzählbands „Die rote Pyramide“ im Mai 2022 im Literaturhaus Zürich.

Mit dem russischen Schriftsteller Vladimir Sorokin steht dieses Jahr einer schärfsten Kritiker Vladimir Putins im Rampenlicht von „Literatur im Nebel“.

VON GABRIELE FLOSSMANN

Was ist Literatur? Diese Frage stellte der Philosoph, Dramatiker und Romancier Jean-Paul Sartre (1905-1980) in einem seiner berühmtesten Essays im Jahr 1947, zwei Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs. Seine Überzeugung: Ein Schriftsteller trage eine moralische wie politische Verantwortung für seine Epoche und müsse die Verbrechen eines herrschenden Regimes benennen. Die Erfahrungen mit der Nazi-Diktatur, die auch in Frankreich ihre Anhänger fand, hatten Sartre zu seinem kämpferischen Essay inspiriert: Ein Schriftsteller müsse sich fragen lassen, warum er in dieser Zeit etwa über Briefmarken

und nicht über Antisemitismus geschrieben habe. Was dies alles mit dem erfolgreichen Festival „Literatur im Nebel“ zu tun hat, das seit 2006 im niederösterreichischen Heidenreichstein stattfindet? Sehr viel, wenn man die Namen der bisherigen Ehrengäste, etwa Salman Rushdie, Amos Oz, Jorge Semprún, Margret Atwood, Hans Magnus Enzensberger und Liao Yiwu, liest. Sie alle benennen, wie es Sartre gefordert hatte, in ihrer Literatur politisches Unrecht.

Und was hat der diesjährige Gast, Vladimir Sorokin, mit Sartres Literaturverständnis zu tun? Warum fassten die Initiatoren von „Literatur im Nebel“

„Vladimir Sorokin gelingt es, den Nationalismus und Militarismus in Putins Russland gekonnt zu entlarven: als ein mit Sowjetnostalgie getränktes Großmachtdenken.“

in dem Jahr, in dem Russland einen verbrecherischen Angriffskrieg gegen die Ukraine führt, den Entschluss, einen russischen Autor einzuladen? In diesem Zusammenhang ist es interessant, auch den zweiten, den anderen Sartre näher zu betrachten, der sich als Kommunist mit seiner Kritik am Stalinismus stets dann zurückhielt, wenn es opportun war; der die Aufführung seines Stücks *Die schmutzigen Hände* zu verhindern versuchte, weil es den Kommunisten nicht gefiel. Der französische Philosoph Bernard-Henri Levy hatte in seiner Biografie *Sartre. Der Philosoph des 20. Jahrhunderts* einige Mühe zu erklären, wie und warum Intellektuelle sich irren können – mit der Einsicht, dass hellsichtigste Erkenntnis und finsterste Verblendung nah beieinander liegen können. Um sich als Gast für „Literatur im Nebel“ zu qualifizieren, sollte der oder die Geehrte möglichst frei sein von jeder unheilvollen Vermengung von Erkenntnissen und Verblendungen – ganz besonders im Hinblick auf die Machtverhältnisse im heutigen Russland.

Sartres Maxime, die etwa lauten hätte können: „Schreibe so, dass die Nazis dich verbieten würden“, müsste also im Fall von Vladimir Sorokin lauten: „Schreibe so, dass Putin dich verbieten würde.“ Das hat der russische Autor und diesjährige Festivalast geschafft. Der 1955 in der Nähe von Moskau geborene Romanautor und Dramatiker lebt heute in Berlin. Er hat den Verlust der Heimat auf sich genommen, weil er die Wahrheit über das heutige Russland schreibt.

Wer Russland verstehen will, muss Vladimir Sorokin lesen. In seinen Erzählungen markiert er die politischen Tendenzen mit bösem Humor. So erzählt er etwa von der in Aufruhr geratenen Staatsmacht: Über Nacht hat

sich das Uran in den Atomsprengköpfen in Zucker verwandelt. Verzweifelt wenden sich hohe Vertreter von Politik, Militär und Kirche mit letzter Hoffnung an einen alten Mönch, der direkten Kontakt zu Gott haben soll. Es steht nicht wenig auf dem Spiel, denn das unerwartete Ereignis stellt die militärische Stärke Russlands in Frage. Das Wissen, immer für alle Fälle ein paar Atomraketen parat zu haben, hält das Land im Inneren zusammen und garantiert seinen Platz in der Welt. Dieses groteske Szenario entwirft Sorokin in seiner Erzählung *Lila Schwäne*, in der er den Nationalismus und Militarismus in Putins Russland gekonnt entlarvt.

Sowjetische Geheimdienstler

„Die mächtigsten Leute bei uns im Land sind heutzutage die Offiziere des KGB“, lässt er in seiner aktuellen Erzählung *Die rote Pyramide* einen sowjetischen Geheimdienstler sagen. Dieser säuselt die Worte, nachdem er gerade eine junge Pionierin vergewaltigt hat. Ein junger Pionier hört heimlich mit. Dessen Schlussfolgerung? Er geht zum KGB. „Die mächtigsten Leute bei uns im Land sind heutzutage die Offiziere des KGB“ – mit diesem Satz lässt sich in gewisser Weise auch Sorokins Credo zusammenfassen. Er, der in der Sowjetunion verboten und kurz nach dem Regierungsantritt Putins von dessen Gefolgsleuten verpönt und verklagt worden ist, sieht als knallroten Faden der russischen Geschichte den Geheimdienst. Iwan der Schreckliche legte damit los, und Sorokin hat diese Entwicklung literarisch bereits in *Der Tag des Opritschniks* oder *Der Zuckerkremel* festgehalten. Chronologische Genauigkeit spielt in Sorokins Erzählungen keine Rolle, wichtig ist die Kontinuität der Handlungen, die

meist in einer Abwärtsspirale verlaufen. Die beiden KGBler in dieser Erzählung gestehen – von Deportationen, Anzettelung der sogenannten „Ärzteverschwörung“ bis zu Erschießungen – alles ein. Immer wieder stellen sie sich wechselseitig die Frage: „Und schämst du dich nicht?“ Immer wieder antworten sie: „Nein.“

Vladimir Sorokin gelingt es, den Nationalismus und Militarismus in Putins Russland gekonnt zu entlarven: als ein mit Sowjetnostalgie getränktes Großmachtdenken, gemixt mit konservativer Religiosität, die zusammen die Grundlage für den aktuellen russischen Nationalismus bilden und das ideologische Vakuum füllen, das nach dem Zerfall der Sowjetunion entstanden ist. Für Aufsehen sorgte der russische Schriftsteller schon seit seinen ersten Veröffentlichungen Ende der 1970er Jahre, seit Beginn der 2000er Jahre haben seine Werke mehr und mehr dystopische Züge angenommen. Er dekonstruiert gleichermaßen den sozialistischen Realismus, den klassischen Roman des 19. Jahrhunderts und populäre Genres wie Krimi und Thriller und fährt in seiner Literatur eine ganze Bandbreite an Formen auf, zu denen bitterböser Humor und Situationskomik genauso gehören wie Schock und Provokation.

Exzessiv

Die Erzählungen sind nicht alle im gleichen Maße gelungen, aber immer überraschend und herausfordernd. So absurd und fantastisch die geschilderten Situationen auch sein mögen – den Kern der bitteren Wahrheit über aktuelle politische Tendenzen lässt Sorokin in seinen Erzählungen gewaltvoll hervorbrechen und steigert ihn ins Exzessive: Machtmissbrauch, Gewalt und Sex. Gerade weil seine Bücher brutal, derb und systemkri-

tisch sind, ist Vladimir Sorokin eine Kultfigur in Russland. Trotz (oder wegen?) seiner deutlichen Kritik am russischen Staat ist er ein in Russland viel (und mittlerweile meist heimlich) gelesener Autor, der mit verschiedenen Preisen ausgezeichnet wurde und dessen Bücher in Uni-Seminaren behandelt werden. Erstaunlicherweise lesen manche Nationalisten Sorokins dystopische Entwürfe nicht als Mahnung oder Kritik, sondern als vielversprechende Prophezeiung, zeigen sie doch Russland als isolierten Staat mit traditionalistischer, gottesfürchtiger Lebensweise und monarchistischer Gewaltherrschaft.

Anfeindungen

Sorokin erlebte in Russland immer wieder starke Anfeindungen, Putinahe Jugendgruppen gingen, mit Rückendeckung in höheren Kreisen, gegen den Autor vor, bis zur Vernichtung und Verbrennung seiner Bücher. Schließlich wird in Russland schon seit Jahren um die sowjetische Vergangenheit gerungen, Sorokin wendet sich gegen die gerade zügig voranschreitende Rehabilitierung Stalins sowie das Narrativ, dass das Leben in

den Gulags gar nicht so schlimm gewesen sei, wie offizielle Stellen bereits vermelden ließen. Die Regierung versucht, ihre Deutung mit zunehmender Vehemenz durchzusetzen, wie auch die Zerschlagung der Menschenrechtsorganisation „Memorial“ zeigte, die sich für die Aufarbeitung des stalinistischen Terrors einsetzte. Und nun der Krieg gegen die Ukraine, der vorhersehbar gewesen ist und auf den der Westen eher hilflos mit Sanktionen reagiert.

Schon in dem bereits erwähnten, 2008 erschienenen satirischen Roman *Der Tag des Opritschniks* bewies Sorokin politisch hellseherische – oder besser: schwarzseherische – Fähigkeiten. Der Roman handelt im Jahr 2027, es herrschen Willkür und Gewalt. Nationale Rhetorik entpuppt sich als blanke Propaganda. Das Beunruhigende an Sorokins satirischen oder apokalyptischen Zukunftsentwürfen ist ihre gefühlte Nähe zu Gegenwart und Vergangenheit. Die Opritschnina war im 16. Jahrhundert ein von Iwan IV., dem Schrecklichen, gebildeter Bund loyaler Dienstadler, den Iwan zur Durchsetzung seiner politischen Vorstellungen gegen

Erb- und Hochadel sowie die Kirche in Stellung brachte. Die Mitglieder des Bundes, die Opritschniki, waren zugleich eine Art Leibgarde, des Zaren dunkle Sonderpolizei, dazu da, dessen Willen zu exekutieren. Die Parallelen zum heutigen Russland liegen auf der Hand: Die schönen Reden über eine scheinbar geregelte, funktionierende Gesellschaft entpuppen sich als hohle Propaganda, die einen komplett rechtsfreien Raum nur notdürftig zu verhüllen sucht. Sorokin, dieser Meister der schwarzen Groteske, warnte schon in den 1990er Jahren vor der politischen Entwicklung in seinem Heimatland und vor einem Rückfall in feudalistische Zeiten. Seine literarische Zukunftsvision einer großen Rückwärtsgewandtheit ist Wirklichkeit geworden. Auf Sorokins Auftritt bei „Literatur im Nebel“ darf man also gespannt sein.

Literatur im Nebel
21. und 22. Oktober 2022
www.literaturimnebel.at



volkspartei
niederösterreich

Gerade in dieser herausfordernden Zeit ist es für uns in Niederösterreich von großer Bedeutung für einander da zu sein. Glaube und Tradition haben daran einen entscheidenden Anteil.

In diesem Sinne wünsche ich der jüdischen Gemeinde „Schana Tova“!

J. Mikl-Leitner
Johanna Mikl-Leitner
Landeshauptfrau

Ich wünsche Ihnen allen ein schönes Neues Jahr!

Alexander Nikolai
Bezirksvorsteher der Leopoldstadt

2., Karmelitergasse 9
post@bv02.wien.gv.at
Tel.: 01 4000 02111

bezahlte Anzeige



© CREATIVE COMMONS 3.0/SALUKO

Das Jüdische Museum Rhodos dokumentiert die lokale Geschichte des Judentums. Auf einem vergilbten Foto einer Mädchenklasse entdeckt mein Begleiter seine Mutter.

Die sprechenden Steine von Rhodos

Heute leben nur mehr wenige Jüdinnen und Juden auf der griechischen Ferieninsel. Gottesdienste in der Kahal-Shalom-Synagoge der Inselhauptstadt sind selten. Nur zu den hohen Feiertagen werden Rabbiner aus Athen oder Israel eingeflogen.

VON MICHAEL J. REINPRECHT

Die Sonne knallt unbarmherzig auf die historische Stadt von Rhodos, als die kleine Gruppe, geführt von Isaac Capelouto, drei Stunden durch die Juderia wandert, das ehemalige Viertel der sephardischen Gemeinde von Rhodos. Isaac lebt heute in Kapstadt. Jeden Sommer kommt er in die Stadt seiner Vorfahren. Seine Mutter war eines der ganz wenigen Mädchen, die die Shoah überlebten.

Rhodos war einst Außenposten untergeordneter Kreuzfahrerstaaten, ab dem frühen 16. Jahrhundert knapp 400 Jahre lang osmanisch. 1943 löste NS-Deutschland Italien als Beherrscher der Insel in der südöstlichen Ägäis ab.

Unter türkischer Herrschaft konnte sich die knapp zweitausend Mitglieder zählende jüdische Gemeinde auf Rhodos reich entfalten, unter italienischer Dominanz war sie zumindest geduldet.

Einige wanderten im frühen 20. Jahrhundert als sogenannte Wirtschaftsflüchtlinge nach Amerika oder ins südliche Afrika aus, nicht zuletzt, um dem steigenden Druck der italienischen Besatzung zu entfliehen. So auch ein Teil der alteingesessenen Familie Ferrera, die Anfang des 20. Jahrhunderts in Harare eine neue Heimat fand. Heute leben die Ferreras in Vancouver. Diesen Sommer hat sich der Unternehmer Martin Ferrera mit

„Weiter geht es über die Calle Ancha, wie die Hauptstraße des Viertels in Ladino hieß, an der Höheren Schule der Alliance Israélite vorbei, von der nur mehr das Portal übrig ist, zum alten Friedhof.“

seiner Frau und seinen Kindern auf die Suche nach Spuren der rhodischen Vorfahren gemacht. Gemeinsam mit ihnen folge ich Isaac Capelouto durch das ehemalige jüdische Viertel der Inselhauptstadt.

Reiche Kultur

Bei dieser privaten Führung entsteht das Bild vergangenen reichen Lebens. Es beginnt mit der prachtvollen, in maurischem Stil erbauten und seit der Renovierung vor einigen Jahren in neuem Glanz erstrahlenden Kahal-Shalom-Synagoge; weiter geht es über die Calle Ancha, wie die Hauptstraße des Viertels in Ladino hieß, an der Höheren Schule der Alliance Israélite vorbei, von der nur mehr das Portal übrig ist, zum alten Friedhof; und schließlich zur Platiya Martyron Evreon mit dem schwarzen sechseckigen Gedenkstein, der an die Vernichtung der gesamten sephardischen Gemeinde von Rhodos erinnert.

Am 18. Juli 1944 begann für die auf der Insel noch verbliebenen 1650 Jüdinnen und Juden eine Reise ohne Wiederkehr: Der letzte Transport griechischer Juden nach Auschwitz muss eine Höllenfahrt gewesen sein. Erst auf drei Lastbooten zur Nachbarinsel Kos, wo weitere fünfzig Juden zusteigen mussten. Dann eine Woche lang durch die Ägäis bis nach Piräus, wo sie nach zwei Tagen „Rast“ im Konzentrationslager Hajdari bei Athen in Viehwaggons auf die zehntägige „Reise“ nach Auschwitz geschickt wurden. Kaum jemand überlebte, außer einige Mädchen.

Vergilbte Erinnerung

Der schwarze Gedenkstein allerdings steht unbeachtet in der Mitte des Platzes. Touristengruppen, die eben mit dem Kreuzfahrtschiff eingetroffen sind, Souvenirs kaufen und in billige Kneipen gelockt werden, bemerken das kleine Denkmal nicht.

Heute leben kaum noch Juden auf Rhodos. Jedenfalls nicht genug für einen Minjan. Deshalb werden in der Kahal-Shalom-Synagoge nur mehr selten Gottesdienste abgehalten. Auch Rabbiner gibt es keinen mehr auf der Insel. „Zu den hohen Feiertagen“, erklärte mir Moses Cohen, „kommt ein Rabbiner entweder aus Israel oder aus

Athen, um mit den paar hier noch lebenden Juden und Gästen in der Synagoge zu beten.“ Zwar hatte ich bereits im Vorfeld meiner Reise über das alte jüdische Viertel, die Synagoge und das daran angeschlossene kleine Museum gelesen, doch umso größer war die Überraschung, als sich herausstellte, dass der Taxifahrer, den ich im Vor-



Eingang zur sephardischen Kahal-Shalom-Synagoge: Die älteste Synagoge Griechenlands ist das letzte von ursprünglich sechs jüdischen Gotteshäusern auf Rhodos.



© GÖRIG KARL EU/CC BY-SA 4.0

Einst Außenposten untergehender Kreuzfahrerstaaten, heute Reiseziel für sonnenhungrige Urlauber: Rhodos blickt auf eine wechselhafte Geschichte zurück.

feld gebucht hatte und der mich vom Flughafen zu meiner Pension in der Altstadt brachte, nicht etwa Kostas oder Michalis hieß, sondern Moses. Moses Cohen. Seine Frau Carmen ist für die Verwaltung der Synagoge sowie die Administration der Gemeinde zuständig.

Als wir das der Synagoge angeschlossene Museum betreten, entdeckt Martin auf einem vergilbten Foto einer Mädchenklasse aus den 1930er Jahren seine Mutter. Er geht in die Knie, um das weit unten hängende Bild genauer zu betrachten. „Ja, das ist sie, meine Mama“, murmelt er und wischt eine Träne weg. Ich begleite

diese Menschen auf der Suche nach einer verlorenen Zeit. Isaac gelingt es, den Steinen, Mauerresten und Überresten der sephardischen Gemeinde von Rhodos Leben zu entlocken, sie sprechen zu lassen. Sie sind Zeugen einer untergegangenen Welt. Im Museum werden auch Lieder in der sephardischen Sprache Ladino gespielt.

Assoziationen werden wach an Beirut und mein Gespräch mit dem Generalsekretär der jüdischen Gemeinde Beirut, Semaria Behar (siehe „Schweigende Trauer in Beirut“, NU 1/2022). Da wie dort leben kaum mehr Juden. In Rhodos (und Kos) ist es den Nazis gelungen, die jüdische Kultur auszulö-

schen. Ich erinnere mich auch an vergangene Besuche in Alexandria. Die ägyptische Hafenstadt am Mittelmeer war bis weit in die 1960er Jahre eine mehrheitlich griechische Stadt mit einer bedeutenden jüdischen Gemeinde.

Als wäre es gestern gewesen, steht mir die schwierige Suche nach einem griechischen Kafonion vor Augen, auf die ich mich bei meinem kurzen Trip nach Alexandria 2012 begab; nur mehr wenige armenische und griechische Aufschriften waren, verblasst, zu sehen gewesen. Die seit Jänner 2020 renovierte Eliyahu-Hanavi-Synagoge in Alexandria war damals noch eine Ruine und nicht zugänglich.

Ende der Levante

Knapp 25.000 Juden lebten 1937 in Alexandria, heute sind es laut Wikipedia zwölf. Zwölf. Im Libanon sind es sogar noch weniger. Auch in Rhodos ist das vormals lebendige sephardische Leben erloschen. Es ist das Ende einer Zivilisation, das Ende jener Le-

vante, dieses fruchtbaren Halbmondes, in dem einst Griechen, Türken, Araber, Armenier und Juden neben- und miteinander lebten, ihre reichen Kulturen entfalteten und diese auch untereinander austauschten. So spannend und rührend die Führung von Isaac Capelouto hier in der Juderia von Rhodos war, so nachdenklich lässt sie mich zurück. Ich denke an die Aussage von

Adam, einem der Protagonisten im Roman *Die Verunsicherten* des libanesischen Autors Amin Maalouf, der seinen Freunden erklärt: „Wenn du das Pech hast, als Araber und Jude geboren zu sein, dann hast du die Arschkarte gezogen.“

Der Blattsalat ist angerichtet



Bei den nächsten „Reduktionssitzungen“ wird hoffentlich keine „Nudelbuchsuppe“ serviert.

Wer das „Kapital“ stürmt, schätzt vermutlich auch „Tischtennis-Champions“ mit Salami als Scharfmacher. Ronni Sinai und Nathan Spasić haben es sich diesmal mit Zeitunglesen vergnüglich gemacht. Und schenken der letzten „NU“-Ausgabe ihr fehlendes „nicht“.

Nathan: Wie schmeckt dir meine Suppe eigentlich?

Ronni: Sie schmeckt besser als sie aussieht. Dieses Buchstabenchaos – Ente wäre mir lieber.

Nathan: Apropos Ente – weißt du, was mir auffällt, wenn ich Zeitungen lese?

Ronni: Aber sag Nathan, lesen Jin-gele wie du eigentlich noch Texte auf bedrucktem Papier? Ich meine zum Beispiel Tageszeitungen, die rascheln und sich bei Wind kaum bändigen lassen?

Nathan: Du meinst diese verschwenderischen Papierkonvolute mit Buchstabenanreihungen? Dafür interessiert sich leider niemand mehr.

Ronni: Nu, bin ich niemand? Was ist mit der Haptik des Papiers, der Druckerschwärze ... und all den Fehlern und dem Unsinn, die unabänderbar der Ewigkeit preisgegeben werden. Damit komm ich zum Punkt ...

Nathan: Das geht aber diesmal eh schnell.

Ronni: ... Mir fällt auf, dass in den Redaktionen des Landes offensichtlich kaum noch lektoriert wird. Da las ich unlängst zum Beispiel im *Standard*, dass für Trump der Sturm auf das Kapital wohl ohne Folgen bleiben wird. Na ja, verdammt sei der Kapitalismus! Wenn du Spaß haben willst, musst du also in Printausgaben lesen, denn online sind die unfreiwilligen Kalauer dann meistens schon korrigiert.

Nathan: Spaß kann ich auch im Netz haben. Dieser hier zum Beispiel: „Die Sprintpreisbremse sollte die Deutschen an der Tankstelle entlasten.“ Bei den Benzinpreisen bleibt einem ja wirklich nur mehr der Weg zu Fuß übrig. Den Sprint aber überlasse ich den Deutschen, wir Wiener flanieren lieber.

Ronni: Dass Stephanie Krisper Nationalratsgeordnete ist, erfährt man in der renommierten Tageszeitung *Der Standard*. Mir kommt allerdings vor, dass es im Untersuchungsausschuss oft nicht so geordnet zur Sache geht.

Nathan: Vermutlich liegt es an den Sprintpreisen, dass sich Zeugen und Beschuldigte immer wieder davor drücken und einfach nicht erscheinen. „In Potzneusiedl sind gestern erstmals zwei alte Betontürme von Windrädern gesprengt worden“, so ORF.at im März. Also wer da noch ein Freund alternativer Energiequellen ist ...

Ronni: Apropos – der ORF-Online Geschäftsführer schrieb auf Facebook über Orbán: „Ein Herzinfarkt wäre bei seiner Körperfülle und seinem Erregungspotenzial schon eine faire Sache!“ Das Posting wurde gelöscht und der Autor entschuldigte sich für die unbedachte und missverständliche Formulierung. „Natürlich wünsche er Orbán und niemand anderem den Tod.“ Ich fürchte, wir müssen demnächst in Österreich auch noch um die Versorgung mit Salami bangen.

Nathan: **Salami?** *Der Standard* im Jahr 2019 dazu: „Irans oberster Führer Khamenei holt sich mit Salami einen neuen Scharfmacher.“ Wer es nicht wusste, Salami ist Veteran des Ersten Golfkrieges und Kommandeur der Revolutionsgarden. Extrawurst zitiert einstweilen um ihren Platz in der Semmel.

Ronni: Zum Thema Schurkenstaat schreiben auch die *Salzburger Nachrichten* über zunehmende Eifersuchtsstaaten und sonstige Gewalt. Woke-ness scheint im Übrigen nicht Sache der *Kleinen Zeitung* zu sein. „Die ehemalige Kurz-Anhängerin gilt als Zukunftshoffnung der ÖVP, fleischig und sympathisch“, hieß es da. Würde mich nicht wundern, eben da auch über

fleißlose Ernährung zu lesen.

Nathan: Fleißlose Ernährung? Die Hitze setzt uns wohl auch schon zu. Nur gut, dass es kein vorletztes Wort im *Standard* oder im *Kurier* gibt, die sich dann über uns lustig machen. Die *Kleine Zeitung* hingegen weiß, worauf es ankommt, nämlich: „Wir planen ja auch keine Chinareise, nur weil es dort Tischtennis-Champignons gibt.“ In diesem Sinne: Mahlzeit!

Ronni: Schwammig formuliert würde ich meinen. Bleiben wir doch gleich beim Essen. „Beim Kochen gehört der Topf auf den Deckel“, weiß man beim *Standard*. Nu, kann man ja mal probieren. Oj Nathan, Ich glaub, die Welt dreht sich verkehrt! Da ist mir mein Alter ganz recht, da muss ich den Wahnsinn nicht mehr lange mitmachen. Obwohl, wenn ich mich mit Covid anstecke, könnte sich das ändern. In der *Kronen Zeitung* las ich unlängst, dass Patienten, die mit Corona im Spital liegen, jünger werden.

Nathan: Da ist sicher was dran! Weißt du, was mir aufgefallen ist? Wenn man den ersten Satz von Eric Freys Artikel in unserer letzten *NU*-Ausgabe liest, müsste man fast meinen, der Arme würde Gespenster sehen. Zitat: „Als die russische Armee am 24. Februar die Ukraine überfiel, gab es kaum eine Stimme in Europa oder den USA, die das Regime von Wladimir Putin verurteilte.“ Natürlich soll es „nicht verurteilte“ heißen. Unser Lektorat ist – wie jedes andere auch – eben nicht unfehlbar. Wer im Glashauss sitzt, soll nicht mit Steinen werfen, heißt es ja bekanntlich.

Ronni: Andererseits, Scherben bringen Glück, Mazel tov! Außerdem, wer uns dafür kritisiert, macht sich des Antisemitismus verdächtig. Unser geschätzter Rebbe outete sich im letzten *NU* kritisch zum Koalitionspartner unserer – oder der deutschen – Regierung: „Wie wir heute sehen, soll niemand glauben, dass, wenn es einmal Frieden gibt, nicht aus verschiedenen Gründen wieder ein Konflikt entstehen könnte.“ Ich kann seine Bedenken durchaus nachvollziehen.

Nathan: Die kriegstreibenden Grünen

mit Salami als Scharfmacher, Tischtennis-Champignons und einer fleischigen Kurz-Anhängerin: Fad wird uns definitiv nicht! *Die Presse* berichtet über „Giorgia Meloni, die Chefin der postfaschistischen Fratelli d’Austria“ – haben unsere Rechtsextremisten eine Filiale in Österreich gegründet? Slogan wäre dann bestimmt: „Pizza, Schnitzel, Mussolini“, oder?

Ronni: Weil wir bei rechtsextrem sind, nicht nur Strache wollte alle zahlen. Auch „Russland zahlt Schulen – in Rubel“, zumindest, wenn man dem *Kurier* glaubt. Korruption kennt eben keine Grenzen – und kein Alter.

Nathan: Ronni, lass uns die Suppe gemeinsam auslöffeln! Gerade bei den hohen Strom- und Sprintkosten bleibt nicht mehr viel übrig. Da müssen wir brüderlich zusammenhalten.

Ronni: Wer weiß, wie lange ich mir das noch leisten kann. In der Tat kann ich aber dein vorlautes Wort nur unterstreichen. Freue mich jedenfalls auf ein Wiederstehen bei der nächsten Reduktionssitzung!





Verschick keine Hasspostings!

VON OBERRABBINER PAUL CHAIM EISENBERG

In der Tora wird schriftlich dargestellt, dass das Medium, mit dem der Ewige seine Messages an die Juden sandte, die Sprache war. Zumeist wurden die Inhalte an einzelne prophetische Gestalten übermittelt. Zunächst an Adam und Eva, die natürlich noch keine Juden waren, dann an die Urväter und als Höhepunkt an unseren Lehrer Moshe am Berge Sinai. Dort sprach der Ewige nicht nur zu Moshe, sondern zum ganzen Volk Israel. Noch vor den eigentlichen Aussagen das Volk um den Berg Sinai versammelt werden musste. Dies geschah unter Blitz und Donner. Es heißt, dass das ganze Volk den zehn Geboten und anderen Inhalten lauschen musste, aber nicht auf den Berg steigen durfte, sondern um den Berg Sinai lagern sollte.

Die Tora wird aber auch schriftliche Lehre genannt, weil diese Erzählung handschriftlich niedergelegt wurde und so die Basis der jüdischen Lehre ergab. Da wir Juden gern unsere Sprache in Diskussionen erproben, wurde sofort klargestellt, dass am Berge Sinai nicht nur jene Worte überliefert wurden, die in der Tora niedergeschrieben sind, sondern zugleich eine dazugehörige „mündliche“ Lehre. Hier gibt es eine theologische Aussage, wonach nicht nur der Text der Tora, sondern auch der später von den Gelehrten formulierte Talmud schon vom Berge Sinai stammt. So heißt bis heute die Tora die schriftliche Lehre und der Talmud die mündliche Lehre. Die Texte wurden im Altertum natürlich handschriftlich verfasst. Wir Juden sind bekanntlich oft die ersten, die eine neue Technik in Beschlag nehmen. So war

es auch mit dem Buchdruck, der gerade von Juden begeistert aufgenommen wurde, und mit dessen Hilfe die jüdische Lehre eine größere Verbreitung fand. Doch Bücher waren damals teuer, heute bekommt jedes Kind seine eigene Bibel. Die jemenitischen Juden waren so arm, dass sie nicht an jeden Schüler eine Bibel verteilen konnten. Also gab es eine Tora in der Mitte, und die Schüler saßen im Kreis herum. Als die Jemeniten nach Israel kamen, fiel auf, dass jemenitische Schüler hebräisch in alle Richtungen lesen konnten – eine Folge davon, dass sie nur eine Tora hatten.

Diese Neugierde gegenüber technischen Neuerungen gilt natürlich auch für audiovisuelle Medien, die zunächst der Unterhaltung dienten, dann aber gerade von den Juden sehr schnell genutzt wurden, um die Lehre zu verbreiten. Zunächst waren es Kassetten mit Tora-Vorträgen von Rabbinern für zu Hause – natürlich nur solche, die an Wochentagen aufgenommen worden waren. Das Interesse wuchs, und bei besonders beliebten Vortragenden lief automatisch ein Rekorder mit. Die Aufnahme wurde auch vervielfältigt, und es gab eigene Geschäfte, in denen man diese Vorträge auf Kassetten, später CDs günstig erwerben konnte. Aber diese Tonträger haben weder die Rabbiner noch die Bücher verdrängt, sondern ganz im Gegenteil unterstützt: nicht zuletzt deshalb, weil sie ja am Schabbat nicht verwendet werden dürfen. Lange Zeit waren Religions-sendungen im ORF fast ausschließlich dem Christentum vorbehalten. Nachdem ich in den frühen 1980er Jahren nach meinem Studium in Israel zurück nach Wien gekommen war

und als Rabbiner in der Israelitischen Kultusgemeinde tätig wurde, wurde an mich der Wunsch herangetragen, dass ich die jüdische Gemeinde auch in den Medien vertreten solle, vor allem im ORF. Humorvolle Menschen witzelten damals, jetzt sei ORF die Abkürzung für Oberrabbiner-Fernsehen geworden. Vorher hatte es nicht nur keine jüdischen, sondern auch keine islamischen oder buddhistischen Sendungen gegeben. Wir, die Vertreter dieser Religionen, wurden einander vorgestellt, und so entwickelte sich zwischen uns auch ein interreligiöser Dialog. Eine Episode: Als ich gemeinsam mit dem muslimischen Vertreter durchs ORF-Zentrum geführt wurde, gab man uns Erklärungen zur Technik. Weil der Imam ein würdevoller alter Mann und ich noch verhältnismäßig jung war, wollte ich ihm immer den Vortritt lassen. Er aber bestand darauf, dass ich zuerst durch die Türen gehe, mit den Worten: Das Judentum ist älter als der Islam.

Ich springe in die Gegenwart: Heute kann ich am Computer von tausenden Rabbinern zu jedem Thema Vorträge hören. Besondere Freude macht mir, wenn ich die Shiurim meines Sohnes, des Rabbiners David Eisenberg, voller Stolz hören kann. Manche Rabbiner warnen vor ungefilterter Verwendung des Internet. Denn wie wir in letzter Zeit feststellen müssen, werden dort nicht nur weise Gedanken, sondern auch negative Inhalte wie Hasspostings verschickt. Dafür hat der Ewige das Internet nicht erfinden lassen. Sondern auch im globalen Dorf gilt der Grundsatz der Tora: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Oder, anders gesagt: Verschick' keine Hasspostings!



Barbara Beer

studierte Literaturwissenschaft und schreibt seit 2007 für den *Kurier*.



Rosalinda Napadenski

hat Philosophie sowie Theater-, Film- und Medienwissenschaft studiert. Sie ist ausgebildete Tanz- und Akrobatiklehrerin.



Savanka Schwarz

studiert Publizistik im Master und arbeitet freiberuflich für den ORF. Eine besondere Leidenschaft hat sie für Late-Night-Shows und Podcasts.



Paul Chaim Eisenberg

ist Oberrabbiner, der alle Regeln beherrscht und Ausnahmen findet, wenn er jemandem helfen will! Singt gern und macht gern Menschen eine Freude.



Michael Pekler

ist Journalist und *NU*-Chef vom Dienst. Er schreibt u.a. für den Berliner *Freitag*, den Wiener *Falter* und das Zürcher *Filmbulletin*.



Ronni Sinai

ist als freier Mitarbeiter für das *NU*-Magazin tätig und teilt sich mit Nathan Spasić das vorletzte Wort.



Philipp Peyman Engel

ist Chef vom Dienst der Wochenzeitung *Jüdische Allgemeine*.



Ronald Pohl

ist Feuilletonredakteur und Theaterkritiker der Tageszeitung *Der Standard* sowie Buchautor (*Kind aus Blau*).



Nathan Spasić

ist freischaffender Journalist und Fotograf aus Wien. Seinen Fokus legt er auf Themen wie Prekariat, Marginalisierung und Rechts-extremismus. Er studiert zudem an der Universität für angewandte Kunst.



Martin Engelberg

ist Psychoanalytiker, Consultant und Coach, geschäftsführender Gesellschafter der Vienna Consulting Group, Abgeordneter zum Nationalrat (ÖVP), Präsident der Sigmund-Freud-Gesellschaft, Mitbegründer, bis 2017 Herausgeber sowie ständiger Autor von *NU*.



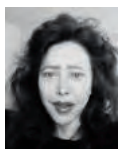
Michael J. Reinprecht

Der Diplomat war European Fellow an der USC in Los Angeles und davor Leiter der Nahostabteilung des Europäischen Parlaments in Brüssel sowie Direktor des Informationsbüros des EU-Parlaments in Wien. Soeben ist sein Romandebüt *Ludwig* erschienen.



Danielle Spera

ist *NU*-Herausgeberin und Geschäftsführerin von *KMJ – Kultur.Medien.Judentum*. Sie leitete bis Juli 2022 das Jüdische Museum Wien und war davor langjährige ORF-Journalistin und Moderatorin.



Gabriele Flossmann

ist freie Autorin. Die Filmexpertin hat viele Jahre das Filmressort der ORF-Kulturabteilung geleitet und ist mit Filmschaffenden weltweit bestens vernetzt.



Martin Reiterer

ist Deutschlehrer und freier Journalist. Geboren in Meran, lebt und arbeitet in Wien.



Maria Sterkl

ist Israel-Korrespondentin der Tageszeitung *Der Standard* und freie Autorin, unter anderem für *Die Zeit*.



Eric Frey

ist leitender Redakteur bei der Tageszeitung *Der Standard* sowie Buchautor und Präsident der liberalen jüdischen Gemeinde von Or Chadash Wien.



Hedwig Schneid

ist Wirtschaftsjournalistin und arbeitete seit 1985 für die Tageszeitung *Die Presse*. Seit 2020 ist sie als Freie Journalistin tätig und schreibt weiterhin für *Die Presse* und das Finanzmagazin *Börsianer*.



Thomas Trenkler

ist Kulturredakteur beim *Kurier*.



Otmar Lahodynsky

ist Präsident der Association of European Journalists (AEJ) und war Europaredakteur beim Nachrichtenmagazin *profil*.



Andrea Schurian

ist *NU*-Chefredakteurin und Kolumnistin der Tageszeitung *Die Presse*. Die ehemalige ORF-Journalistin und Moderatorin leitete mehr als neun Jahre lang das Kulturressort in der Tageszeitung *Der Standard*.



René Wachtel

lebt als selbstständiger Unternehmer in Wien.



Mark E. Napadenski

arbeitet an seinem Master in Kunst- und Zeitgeschichte und ist designer Co-Leiter des Filmfestivals This Human World.

Impressum

HERAUSGEBER UND MEDIENINHABER

Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum Gölsdorfstraße 3, 1010 Wien

STÄNDIGES REDAKTIONSTEAM

Danielle Spera (Herausgeberin)
Andrea Schurian (Chefredakteurin)
Michael Pekler (Chef vom Dienst)
Vera Ribarich (Lektorat)
Nathan Spasić (Online)

SATZ & LAYOUT

Richard Klippfeld
DRUCK
Riedeldruck GmbH
Bockfließstraße 60,
2214 Auersthal

OFFENLEGUNG GEMÄSS MEDIENGESETZ

Verein Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum mit Sitz in 1010 Wien, Gölsdorfstraße 3

Obfrau: Danielle Spera

Grundsätzliche Richtung:

NU ist ein Informationsmagazin für Juden in Österreich und für ihnen nahestehende, an jüdischen Fragen interessierte Menschen.

NU will den demokratischen Diskurs fördern.



Jetzt Corona-Impfung auffrischen!

Ruck Zuck. Aufgefrischt.

Impfen dauert nur 1 Sekunde.
Long Covid dauert Jahre.

Damit du die Süße des Lebens schmeckst: Hol dir jetzt deine kostenlose **Auffrischung der Corona-Schutzimpfung!** Alle Infos unter **impfservice.wien** oder bei der Hotline **1450**.

**Stadt
Wien**

Finanziert aus
Mitteln der
Kommunalen
Impfkampagne.

impfservice.wien



KURIER

*An alle, die
den Überblick
bewahren
möchten.*

P.b.b. • Verlagspostamt 1010 Wien
Zulassungsnr.: 02Z033113M